Fünfte Auflage.

# Gedanken

über

# Bismarck.

# Gedanken
über
# Bismarck

## Politische Aphorismen

von

Max Bewer

dem Verfasser der Broschüren: „Bismarck wird alt“
und
„Bismarck, Moltke und Goethe“.

Dresden,
Druck und Verlag der Druckerei Glöß.
1890.

# Vorbemerkung.

Es wird mit diesem Buche der Versuch gemacht, politische Aphorismen, wie sie in Frankreich als „Pensées“ oder als „Impressions“ schon lange sehr gebräuchlich und sehr gerne gesehen sind, der deutschen Lesewelt als ein Gegenstück zu jenen literarischen und lebensphilosophischen Aphorismen darzubieten, wie sie unter dem weit und breit eingebürgerten Familiennamen „Gedankensplitter“ von vielen deutschen Schriftstellern als abspringende Späne bei ihrer ernsteren Arbeit sorgfältig gesammelt und mit gutem Erfolg verwerthet werden. Wenn ich sicher sein könnte, daß Alle, die über diese politischen Gedankensplitter abzuurtheilen haben, vor der Niederschrift ihrer Kritik erst den Parteibalken aus ihrem eigenen Auge entfernen werden, — dann dürfte der literarischen Grundidee dieses kleinen Buches: politische Aphorismen in den Geschmack des Publikums zu bringen, vielleicht auch in der „bismarckfeindlichen“ Presse, die sich ja stets für die literarisch Beweglichste ausgegeben hat, hier und da ein freundliches Wort zu Theil werden.

Kopenhagen, 1. Juli 1890.

Max Bewer.

Bismarcks Christenthum hat nichts Romanisches und auch nichts Gothisches; weder die geschlossenen Wölbungen des Dogmas, noch das spitzige Filigran der Orthodoxie. Seine religiöse Ueberzeugung hat etwas Breites und künstlerisch Freies. Er glaubt intensiv, aber en masse, man möchte sagen in einem sittlichen „al fresco“. Nirgends erblickt man die Festungswerke eines bestimmten Katechismusglaubens, seine Religion liegt offen da, wie ein Stück freier Natur unter Gottes weitem Himmel. Er könnte einer bestimmt abgegrenzten Sekte ebensowenig angehören, wie einer politischen Fraktion oder einer — Loge; sich in den Zwang von Statuten oder detaillirten Glaubensartikeln zu begeben, wäre für ihn ebenso lästig, als wenn er enge Manschetten oder enge Halskragen tragen sollte. In der Religion und in der Politik ist er ein Mann des unbegrenzt zerfließenden „Milieu“. Seine christlichen Empfindungen greifen weit hinaus über die christliche Nomenclatur; Ahriman und Hödur sind seine Feinde. Ihnen zum Trotz im Sinne einer besseren Ordnung zu leben und zu kämpfen, ist das Alpha und Omega seines Christenthums.

Luther stand den Thomas Münzer, den Pfeiffer, den Jäcklein Rohrbach, den schwarzen Hofmänninnen, den armen Konrad und den mordbrennenden Revolutionairen der Bauernbewegung ganz in derselben festen und kaltblütigen Stellung gegenüber, wie Bismarck den Bebel, den Schippel, den Blos, den Frauen vom Schlage der Louise Michel, der Socialdemokratie und dem Anarchismus. Was in Luther als religiöser Obrigkeitsbegriff wurzelte, dasselbe wirkt in Bismarck als politischer Begriff. Weder Furcht, noch Mitleid vermochten Luther in die Reihen der Aufständischen hineinzuzwingen, obschon sie in einer hinreißenden Sprache das Evangelium selbst für ihre Sache anzurufen wußten. Ebensowenig wird die Socialdemokratie den Fürsten von Bismarck wie einen zweiten Götz von Berlichingen unter ihre Fahnen drängen, dem Worte Liebknechts zum Trotz: „Nicht uns

hat der Kanzler, wir haben ihn!" So tief und mächtig das Christenthum in Luther gegenwärtig war, so wies er doch den socialen Gedanken der „christlichen Gleichheit" als unchristlich, weil dem Begriff der Obrigkeit widersprechend, zurück; und so tief auch in Bismarcks stark demokratischer Natur das Mitleid mit der Noth der Armen sein mag, so wird er doch die Socialdemokratie als unpolitisch, weil der Monarchie und überhaupt jeder staatlichen Ordnung widersprechend, bekämpfen; gewiß, Bismarck ist ein mitfühlender Demokrat in seinem Herzen, aber die im Herzen Demokraten sind, das sind im realen Leben stets die größten — Aristokraten gewesen, weil sie wissen, daß der Drang eines menschenfreundlichen Mitleids nur befriedigt werden kann aus der vollen Schüssel der Macht und des Wohlstandes.

Wenn man in diese Perspective hineinschaut und die Tiefe der psychologischen und politischen Stellung überblickt, in welcher Bismarck den barrikadenhaft aufgeworfenen Schanzen der Socialdemokraten festgegründet gegenübersteht, so muß man es schmerzlich bedauern, daß dieser politische Luther gerade in dem Augenblicke von seinem Posten entfernt worden ist, in welchem der Socialistensturm im Reichstag unternommen werden sollte. Vor zehn Jahren, als zwölf Socialdemokraten gewählt wurden, da wünschte Bismarck, sie möchten zu drei Dutzend wiederkommen, gerade wie ein alter Burgherr, an dessen Schloßpforte hundert Bauern Erfüllung ihrer confusen Forderungen verlangten, im Bauernkriege gerufen haben mag:

Kommt erst zu Dreitausend wieder, dann müssen wir Beide, Ihr und Ich, gründlich über die Sache reden! Jetzt wißt Ihr selbst noch nicht, was Ihr wollt!" Niemand im Reiche ist so sehr berufen, den Kampf mit der Socialdemokratie zu führen, wie Bismarck, der alle Phasen der Bewegung persönlich durchlaufen hat, die Lassalleschwärmerei, die socialdemokratische Preßhochfluth, die Attentatszeit, Schäffles und Wagners Katheder-Theorien, den Drakonismus des Ausnahmegesetzes, die heimliche Wahlwühlerei mit ihren colassalen Stimmerfolgen, die alle Welt, nur ihn nicht, überraschten. Nachdem er Deutschland politisch aufgerichtet, im Inneren möblirt, nach Außen durch Verträge festgeankert hat, scheinen nun aus seinem Lebensbuch die letzten Seiten herausgerissen, auf welchen der Kampf gegen den Socialismus aufgezeichnet sein sollte. Er hätte diesen Kampf als Kanzler und als — Mensch geführt; denn seine innerste Natur ist nicht erschöpft; er hat als Diplomat fast immer nur Zeit gehabt, politisch konkret zu denken; als Staatsmann in erster Linie nur volkswirthschaftlich; er hätte nun auch in dem Kampf gegen den Socialismus volle Gelegenheit gehabt, seine lebensphilosophischen Anschauungen, die menschlichen Erfahrungen seines überreichen Daseins aus der Tiefe seines Wesens zu erschließen. Die Geschichte ist um diese gewaltig schöne Schlacht ärmer, vielleicht, sogar um einen geistig gewaltigen Sieg. Wie Bismarck den seichten und abstrakten Liberalismus durch den mächtigen Druck seiner

realistischen und schöpferischen Persönlichkeit endlich zu dem capitulirenden Geständniß brachte, daß er — wie Herr Bamberger bei Berathung der ostafrikanischen Vorlage „mit Stolz" (!) ausrief — im Grunde nur das echte, politische Philisterium sei,*) so würde er vielleicht auch durch die ethische Kraft seiner wahrhaft aristokratischen Natur den Socialdemokraten das Geständniß der „moral insanity", des politischen und intellectuellen Nonsens abgerungen haben.

*) „Ich bin stolz darauf, ein Philister zu sein!"
Herr Bamberger im Reichstage.

Ohne Mephistopheles hätte Faust die schöne Helena nie gesehen. Auch Bismarck hätte die Germania niemals so verkörpert, wie sie im Geiste vor ihm stand, wenn er sich nicht gleichfalls dem Teufel verschrieben hätte, dem Egoismus der Parteien. Das Böse ist die Klinke des Guten, der Teufel das Sprungbrett zur Seligkeit. In seiner inneren Politik hat Bismarck nicht das Geringste durchgesetzt, ohne sich mit Blut bald bei den Liberalen, bald bei den Stockconservativen, bald bei den Ultramontanen zu verschreiben. Beim Tabaksmonopol erwies sich der Egoismus der Parteien in seiner ganzen teuflischen Urnatur; selbst für Bismarcks Herzblut wäre das Monopol nicht zu haben gewesen, ebensowenig wie Mephisto dem Faust die — ewige Seligkeit gewährt hätte. Ein Teufel, der das thut, hört eben auf, Teufel zu sein, und eine Partei, die selbstlos ein Monopol gewährt, würde in demselben Sinne aufhören, eine — Partei zu sein.

Von Lassalle heißt es, daß er eine Natur von Gold gewesen, von Bismarck, daß er ein Mann von Eisen sei. Aber wenn Lassalle länger würde gelebt haben, so hätte sich gewiß die wundervolle Scene aus der Ilias erneuert, wo Glaukos seine goldenen Waffen gegen die ehernen des Diomedes vertauscht und Waffenfreundschaft mit ihm schließt, nicht in Wahnsinn von einem Gott geblendet, sondern hingerissen von Bewunderung und wahlverwandter Sympathie.

Es ist ganz merkwürdig, wie viele Saiten in Bismarcks Wesen mit Shacespeare'schen Charakteren zusammenklingen. Kann es einen lebensvolleren Prinz Heinz geben, als den frischen Junker vom Lande, der „den Champagner seiner Jugend" schäumend verspritzen ließ und jedem Fallstaff zur Herzensweide eine herrliche Klinge schlug? Voll und weich, wie schwalmender Nebel aus herbstlichen Wiesengründen, strömt aus seinem Gemüth in die klassischen Briefe an seine Schwester eine dämmrige Schwermuth; ja es gab eine Zeit, wo auch Bismarck, gleich allen Genies, Hamlet war; Goethe und Napoleon I. waren in ihrer Jugend wochenlang verschleiert von den tragischen Schauern eines zerrissenen Gemüthes, auf beiden lastete eine Zeit lang der Gedanke des Selbstmordes wie ein lähmender Alpdruck; Werther blieb Napoleons Lieblingsbuch; es erinnerte ihn im Gewühl der Feldzüge an die seelische Unruhe seiner jungen Jahre, die zarter und schmerzlicher, wehmüthiger und schauerlicher war, als alle Schrecken des Krieges.

Man kann kein Genie sein, ohne in einem nachtwandlerischen Trieb in dieselbe geistige Tiefe gestiegen zu sein, aus welcher Hamlet nicht mehr an's Licht des Tages hinaufgelangen sollte. Auch Bismarck, wie einzelne Briefe an seine Schwester beweisen, ist in die seelische Nacht der tiefsten Schwermuth getaucht gewesen. Selbst in den Briefen an Motley klingt noch ein Hamletton von der Ministerbank durch; aber es ist hier nicht mehr der gemüthsweiche Hamlet, der über die welkenden Blätter des Waldes philosophirt, es ist Hamlet, der jedes Mal freudig aufathmet und sich in der tiefsten Seele erquickt fühlt, wenn er den biederen Horatio erspäht, der mit echtem Yankee-Gleichmuth „die Püffe und Küsse Fortunas kaltblütig dahinnimmt," den wackern Horatio, der so kernig, so voller Humor, so ewig sich selber gleich durch's Leben geht! Bismarck muß Motley geliebt haben aus einer tiefen, psychologischen Nothwendigkeit, nicht in einer durch gemeinsame Erinnerungen großgequälten Freundschaftstreue, sondern aus einem seelischen Bedürfniß; ein Hamlet kann mit keinem Laërtes ein warmes Wort wechseln, einem Horatio fließt sein Herz in sympathischen Strömen zu.

Aber Bismarck hat den Hamlet überwunden; er ist schließlich das geworden, was Hamlet durch seinen frühen Tod nicht mehr werden konnte, für das er aber sterbend noch seine Stimme erhob: Fortinbras. Denn Fortinbras ist der farbenfrohe Schmetterling der aus Hamlets tragischer Ver-

puppung auffliegt. Er läßt sein und tausend andere Leben „um einer Eierschale willen," denn er ist die höchste Verkörperung der entschlossenen Willenslust, im Gegensatz zu dem in seinem Willensprincip gelähmten, aber an latenter Willenskraft gleich starkgebildeten Hamlet.

Man sehe, wie Bismarck-Fortinbras im Parlament „um einer Eierschale" willen, einer windigen Rechthaberei, einem luftigen Einwurf zu lieb, sich kampflustig mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit in die Schanze schlägt; man sehe wie er wallenden Blutes, ein echter Fortinbras, bei Königgrätz — um es mit Shacespeares Worten zu sagen — „dem Ausgang des ungewissen Schicksals trotzig in die Zähne lacht".

In jedem Nerv ist Bismarck eine Shacespeare'sche Natur. In seinem Wesen und seiner ganzen Lebensführung leuchten und zittern Shacespeare'sche Farben und Töne. Aber mit Prinz Heinz, mit Hamlet und Fortinbras ist es nicht abgethan. Das Schicksal selbst hat diesem von Natur so seltsam auf Shacespeare gestimmten Instrument noch einige schrille und schmerzliche Töne entlockt. Man sehe, wie der greise Fürst in seinem rauschenden Sachsenwalde jammernd umherirrt und dann wieder rauh und hastig an der Pforte der Oeffentlichkeit rückt und rasselt, die jäh und lärmend vor ihm zugeschlagen worden ist! Man sehe mit welch verwunderten Blicken er den ungewohnten Herzogsmantel betrachtet; dünkt er sich nicht ganz leise ein König Lear, der mit Zeitungs-Stroh bekränzt

in zaghaftem Zweifel seine purpurnen Kleider befühlt? Armer Lear, und was das Schlimmste ist, es fehlt Dir in aller verlassener Kümmerniß der bittersüße Tröster, der — Narr.

Aber wie Bismarck den Hamlet rasch überwunden hat, so wird er den Lear überwinden. Tragisch zu werden, hindert ihn seine Weltanschauung. Diese Weltanschauung, die christlich-germanisch ist, ist sich der Kraft und der Rohheit der irdischen Kämpfe auf das Allerernsteste und Allerschmerzlichste wohl bewußt. Sie glaubt aber trotzdem und alledem an die obsiegende, wenn auch nur langsam und qualvoll vorwärtsbringende Tendenz des Guten. Diese edle Anschauung vom Leben ist der Humus, auf welchem Bismarcks seelischer Schutzgeist gedeiht, sein wundersamer, echt germanischer, an Reuter und Blücher, an Wrangel und Dickens anklingender Humor, den das Leben mit seinen Bitternissen zwar für eine kleine Weile zu beschatten, aber nicht in eine ewige Nacht der Verzweiflung und Verwirrung hinabzudrücken vermag.

Bismarck hat die Formen Michel Angelo's, die Farben Rembrandt's, die Sprache Shakespeares, die Töne Beethovens.

Die meisten Menschen schneiden sich Bismarck in zwei Stücke, in einen äußeren und einen inneren. Mit dem Aeußeren sind sie sehr zufrieden, den Inneren setzen sie dagegen um so mehr herunter. Ich glaube hingegen, daß Bismarcks innere Leistungen weit größer sind, als seine äußeren, wenn man nur die Leistung als solche betrachtet. Denn das Volumen geistiger Kraft, was Bismarck für die innere Politik aufgebraucht hat, ist doppelt und dreifach so groß, als das auf die reindiplomatische Arbeit verwandte. Es genügt zu wissen, auf welcher Seite die größere Kraft verbraucht wurde, um zugleich zu erkennen, wo die größere Leistung liegt. Man kann Bismarck nicht in zwei Wesen auseinanderzerren, denn er ist eine durch und durch concentrische und in sich untheilbare Natur, in deren Brust niemals „zwei Seelen", eine kluge und eine dumme, gewohnt haben.

In Frankreich wirkt die Lächerlichkeit tödtlich, in Deutschland der Bruch mit „der Ueberzeugung". Beide Todesstrafen sind ungerecht. Auch der Weiseste kann in eine lächerliche Situation gerathen, gerade wie er jeden Tag seines Lebens die Treppe hinunterpurzeln könnte. Der Wechsel der Ueberzeugung sollte gleichfalls nicht tödtlich sein. Die Ueberzeugung ist die Fahne, mit welcher der Mann in die Kämpfe der Oeffentlichkeit zieht. Sie ist das Heiligste, was er hat, aber trotzdem wird sie zerlöchert, zerfetzt und vielleicht ganz — verloren gehen. Nur die freisinnigen Parteibrüder erhalten ihre Fahne immer rein und säuberlich, weil sie jedesmal wenn sie mit ihr in den Streit ausziehen, sorgfältig wie die Schützenbrüder, ein durch Fraktionsbeschluß beschafftes Lederfutteral darüber ziehen. Ist der Kampf aus, so wird die Fahne im Parteischuppen vorsichtig weggeschlossen. Bismarck aber stand sein Leben lang in Sturm und Wetter, unter Kugelpfeifen und Schwerthieben auf den Schanzen des Lebens mit flatterndem Ueberzeugungsbanner. Es wurde durchlöchert

und zerrissen, in den Staub getreten und 1878 im Schaft zerschmettert, Bismarck ergriff eine anderes Feldzeichen, aber er stand! Mag in den Lüften die Fahne der Ueberzeugung noch so oft zerrissen werden, es besagt nichts, wenn nur die intimste Bekleidung des Mannes, seine Vaterlandsliebe und seine persönliche Treue, heil und unversehrt bleibt; erst dann war Wallenstein ein todter Mann, nachdem ihm eine Hellebarde nicht durch sein Banner, sondern durch sein Nachthemd gedrungen war.

Bismarck war niemals der Hausmaier, aber auch niemals der Hausknecht der Hohenzollern.

Es ist merkwürdig, eine wie bedeutsame Rolle die Dreizahl in Bismarcks Leben spielt. In seinem Familienwappen trägt er mit dem Spruch: „In trinitate robur“ drei Kleeblätter und drei Eichenblätter; in der Carikatur lebt er mit drei Haaren; er hat drei Kinder: Herbert, Wilhelm und Marie; er hat drei Güter: Friedrichsruh, Varzin und Schönhausen; er ist dreier Fakultäten Doctor; er hat drei Kriege geführt, drei Mal Frieden geschlossen, die Dreikaiser-Zusammenkunft herbeigeführt und endlich den Dreibund gestiftet; er hat mit drei politischen Parteien, den Conservativen, den Nationalliberalen und den Ultramontanen haushalten müssen; er hat drei deutschen Kaisern gedient und sein ganzes Leben hindurch nur für drei Gedanken gekämpft: für den preußischen, den deutschen und den Gedanken des Weltfriedens. Vielleicht wandert der herrliche, mit der Dreizahl so merkwürdig in seinem Schicksal verknüpfte Mann noch rüstig unter uns, wenn er sein Leben längst schon auf 3×33 Jahre gebracht hat.

Den frischen, gesunden Erdgeruch der deutschen Natur, die nach Wein, Eichen und Roggen duftet, spürt man ganz unparfümirt in den Nibelungen, in Walther von der Vogelweide, in Luther, in Hans Sachs, in Götz von Berlichingen, in Albrecht Dürer, im großen Kurfürsten, im alten Fritz, in Goethe's Mutter, in der Königin Luise, in der Kornblumenseele ihres kaiserlichen Sohnes, in Blücher, in Fritz Reuter, in Cornelius, in Uhland, in Fichte, in Beethoven, im Freischütz, im Preislied der Meistersinger, in Ranke, in Scheffel's Ekkehard, in Gustav Freytag und in Bismarck.

Hätte Bismarck den niedrigsten Angriffen, die auf ihn gerichtet wurden, zuvor kommen wollen, so hätte er das Stammgut seiner Väter in Arbeiterwohnungen parcelliren und seine Söhne ein Handwerk lernen lassen müssen.

# Der Kanzler und die Schranzen.

In's offne Auge hat der Haß
Dir Sand und Koth geschmissen,
Der Neid hat ohne Unterlaß
Bespuckt Dich und zerbissen,
Dein flammenschlagendes Genie
Ist qualmend nur und fauchend vorgedrungen,
Hast Dich durch's deutsche Herz, gleichwie
Durch Stein emporgerungen.

Ihr seid gestiegen jedes Jahr,
Habt Gut und Geld und Orden,
Und seid zu allerletzt sogar
Noch Excellenz geworden,
Doch nicht durch eigne Energie,
Nicht hat das Glück Euch redlich zugewunken,
Durch Kriecherei und Perfidie
Seid Ihr emporgesunken.

In keinem Menschen stellt sich eins der vier Temperamente ganz rein dar; in jeder Persönlichkeit wirken sie alle vier in verschiedener Mischung. Vom cholerischen hat Bismarck einen ganzen Eimer voll, vom phlegmatischen kommt eine Handvoll hinzu, vom sanguinischen und melancholischen je eine Messerspitze.

Bismarck gehört zu den Männern, die niemals aus Schwäche, wohl aber aus Zorn oder Freude weinen können.

Aus dem Windspiel Friedrich des Großen wurde Tyras, aus den discreten Madeiragläschen der philosophischen Tafelrunde zu Sanssouci der parlamentarische Pschorrkrug, aus dem zierlichen Dreispitz des alten Fritz der gewaltige Schlapphut Bismarcks, aus dem heimlichen Flötenspiel zu Sanssouci ein schmetterndes Concert von achtzig Trompetern, welche auf Befehl des Kaisers im Schlosse zu Potsdam finnische Fanfaren aus dem dreißigjährigen Kriege blasen, anstatt der duftenden Körnchen, die aus silberner Schnupftabaksdose auf das feingespitzte Jabot des gekrönten Philosophen fielen, steigen jetzt gewaltige Wolken aus der Friedrichsruher Riesenpfeife. Aus dem duftigen, coquett gezierten und geistprickelnden Alter des Rococo sind wir auch mit unseren politischen Symbolen und Attributen in das dampfqualmende Alter des robusten Realismus eingetreten.

Vierzig Jahre hat Bismarck am politischen Webstuhl gesessen; er hatte auf seinem Stuhl drei Fäden, einen schwarzen, einen weißen und einen rothen; er hat daraus die neue deutsche Reichsflagge gewebt, aber für Eugen Richter ward das Ganze nur ein einziger rother Lappen.

Die unvergeßliche Weltrede, welche Fürst Bismarck am 6. Februar 1888 im Reichstage hielt, entwickelt sich rethorisch ganz nach dem Schema der preußischen Kriegstaktik. Zuerst sucht der Fürst mit dem Vorredner, wie durch „eine vorausgeschickte Spitze", Fühlung zu gewinnen; sobald er dann auf den feindlichen Gedanken, daß ein europäischer Krieg im Anzuge sei, gestoßen ist und Gegenstellung genommen hat, richtet er von den Höhen der Geschichte auf den Feind zunächst eine stundenlange, mörderische Kanonade. Jedes Argument aus der preußischen, der polnischen, der russischen, der österreichischen und französischen Geschichte schlägt krachend als ein Beweis dafür ein, daß Deutschland weder selbst jemals mit Krieg gedroht hat, noch jetzt bedroht wird. Dann, als die Stellung des Feindes durch dies Bombardement aus der historischen Ferne erschüttert ist, schickt der Fürst erst die preußischen Bataillone zum Sturmangriff vor, alle übrigen deutschen

Armeecorps drängen in imposanter Fülle nach und unter einem wahren „furor teutonicus“ wird nun die feindliche Position in ihrer ganzen Breite genommen. Ja, in diesem prächtigen Schlachtenbilde fehlt auch der Marketender nicht ganz, der — Humor. Die schwarzen Kriegsgedanken fliegen in wilder Flucht von dannen, unter dem herrlichen Schlachtruf „Die Deutschen fürchten Gott und sonst Nichts auf der Welt“ errichtet Bismarck auf dem gewonnenen Terrain vor den Augen aller Nationen ein deutsches Weltfriedenszeichen zur Beruhigung der Völker. Da jubelten Millionen deutsche Herzen ihm zu, Könige und Fürsten dankten ihm für seine wundervollen Worte, aus allen Erdtheilen stürzten Telegramme in sein Haus, zum Beweis dafür, daß seine deutschen Friedensworte in allen Winkeln der Erde ein tiefbewegtes Echo gefunden. Immer wieder sollte der Versuch gemacht werden, die ergreifende Stimmung, die damals das ganze Deutschland auf Monate hinaus beherrschte, und die ein prächtiges Gemisch von stiller Zuversicht und aufkochender Reckenkraft, von bärenhafter Gutmüthigkeit und kindlichem Gottvertrauen war, im Liede festzuhalten. Es ist außerordentlich schwer, Alles treffend zusammenzufassen, was damals in tausend poetischen Strahlenbrechungen durch das deutsche Gemüth zog, aber gleichviel mag auch an dieser Stelle ein neuer Versuch gemacht werden, von dem schönen Stimmungsleben ein Weniges im Liede festzuhalten:

Ein Mann von Blut und Eisen
Der sprach ein Heldenwort,
Das lebt in Volkesweisen
Durch alle Zeiten fort,
Er schlug's mit Schwerterhieben
In jedes Herz hinein:
Du sollst Dein Deutschland lieben
Und fürchten Gott allein!

Laßt dräun die Feindesheere
Von Ost und West heran,
Es funkelt unsre Wehre,
Es fiebert jeder Mann;
Zu Fuß, zur See, zu Pferde,
Wir schlagen jauchzend drein,
Wir stehn auf deutscher Erde
Und fürchten Gott allein!

Und wo wir stehn, die Erde,
Deutschland ist Gottesland —
Da liegt an jedem Herde
Ein frommer Liederband,

Der singt des Höchsten Ehre,
Von seinem Schirm und Schutz,
Draus lernen unsre Heere
Den starren Männertrutz.

Und könnt Ihr denn nicht schauen
Vom Himmel rein und klar
Ein gläubig Wiederblauen
Im deutschen Augenpaar?
Stumm senkt, wenn es sich härmet,
Dies Volk sein Scheitelblond,
Kein Land ist so durchwärmet
Und so von Gott durchsonnt!

Horcht, wie an seinen Meeren
Die Fluth zum Himmel sprüht,
Seht, wie in goldnen Beeren
Die fromme Traube glüht;
Und heilig schwebt vom Rheine
Durch Wald und Felderduft
Im Friedensabendscheine
Der Domklang durch die Luft!

So hält kein Volk die Treue,
Keins steht so fest im Streit,
Keins fühlt so tief die Reue
Und bittres Herzeleid,
So leuchtend keine Stirne,
So schwielig keine Hand,

Im Herzen und im Hirne
Ist Deutschland Gotteland!

Und doch voll Gram und Wunden
Und voller Bruderblut,
Zerschlagen und geschunden
Und doch so engelsgut,
Da gab ein Mann Dir Stärke
Und Helm und Schild und Schwert,
Nun zeig Dich seiner Werke
Und seines Geistes werth.

Wo traute Glocken klingen
Und grüne Reben stehn,
Wo edle Dichter singen
Und stille Denker gehn
Da leuchten jetzt die Schwerter
In dunkler Flammengluth,
Es stieg der bleiche Werther
In Siegfrieds Drachenblut.

Die starken Hände falten
Wir still in unsrem Schooß,
Wir wollen Frieden halten,
Doch bricht der Satan los:
Zu Fuß, zur See, zu Pferde
Schlägt Alles donnernd drein,
Wir stehn auf deutscher Erde
Und fürchten Gott allein!

Allmächt'ger und Allweiser,
Es fürchten Alle wir,
Der Bettler und der Kaiser,
Den Vater nur in Dir;
Deutschland hast Du gesegnet
Mit Geist und Korn und Wein,
Was immer uns begegnet,
Wird gut geendet sein.

Der Du streitend und siegreich
Vor
Vier Hohenzollern herzogst,
Herzog
Von Hohenzollern
Seiest
Du genannt!

Es ist ein neuer Beweis für die ungalante Natur der Deutschen, daß, wie lebhaft sie sich auch mit der Person des Fürsten beschäftigten, doch nur sehr spärlich an die Fürstin dachten. Die Fürstin muß eine ungewöhnlich edle Natur sein, denn eine geistig regsame Frau, die selbst an der Seite des genialsten und mächtigsten Mannes, trotz Gräfin, trotz Fürstin und trotz Herzogin immer nur Hausfrau blieb, ist wirklich eine — Frau.

Bismarck und Goethe sind zwei sich im großartigsten kulturgeschichtlichen Stil ergänzende Charaktere, die, wenn sie auch mit ihren Füßen jeder in eine andre Richtung gegangen sind, dennoch in ihren Köpfen nur urdeutsche, sich gegenseitig vollendende Gedanken getragen haben. Sie stellen durchaus keinen militärisch-ästhetischen Zwiespalt des deutschen Geistes dar, wie man in den literarischen Kreisen des Liberalismus so häufig hört, sie bilden vielmehr zusammengenommen erst die rechte deutsche Einheit, denn sie gehören so dicht zu einander, wie das fühlende Herz zur Lebenskraft schöpfenden Lunge, sie beide sind zusammen ein einziger deutscher Organismus, als Gemüth und Wille. In Goethe, in dessen Wertherzeit man überall in deutschen Landen die schönen Seelen athmen hörte, erklangen die tiefsten Akkorde des deutschen Gemüthes, in Bismarck und Moltke, zu deren Zeit die deutschen Kanonen krachten, errang der durch Kant und Friedrich II. gestählte preußische Pflichtgeist die höchsten Ziele des deutschen Volkswillens. Kein Deutscher, der in Bismarck und Goethe die

schöne Einheit von deutschem Gemüth und deutschem Willen erkennt, wird für Werther, Egmont oder Faust die Tage von Düppel, Königgrätz oder Sedan dahingeben. Er wird beides mit der ganzen Fülle seines deutschen Wesens als sein volles geistiges Eigenthum beanspruchen und festhalten. Ein Kampf dieser beiden Geister gegen einander, wie man ihn sich als einen Kampf der Freiheit gegen den Zwang, des Ideals gegen den Nutzen, des Staates gegen das Weltglück vorphantasirt hat, hat niemals bestanden. Gemüth und Wille können in einem Wechsel von Pflicht und Neigung beliebig ihre Herrschaft in uns wechseln, ohne daß unsere geistige Gesammtheit auch nur um ein Atom sich veränderte.

Um die enge Grenze in diesem geistigen Widerstreite, der wie von jeder gesunden Natur, so auch im deutschen Volkskörper schnell und gründlich überwunden wurde, zu erkennen, denke man an den Philosophen Fichte. Die innere Wandlung, die sich in den preußischen Unglücksjahren in ihm vollzog und die aus einem weltbürgerlichen Goetheschwärmer einen konkret zugeschliffenen Patrioten machte, stellt zur Genüge fest, daß es einen bequem zu überwindenden Uebergang von dem ästhetischen Geiste Goethes zu dem militärischen Geiste Friedrichs des Großen geben mußte. Wie Fichte aus philosophischen, so predigte Schleiermacher aus tiefsittlichen Motiven die volle Hingebung an den pflichtbewußten Geist Preußens und an die blutgetränkten Fahnen des alten Lützow'schen Haudegens, unter

denen eine der rührendsten Gestalten aus Goethes weitem Freundeskreise, Theodor Körner, einen poesievoll begeisternden Tod fand. Goethe allerdings blieb, obschon sich, wie wir sehen, in seiner allernächsten Nähe religiöse, philosophische und dichterische Kräfte in mächtiger Bewegung von ihm ablösten und den Uebergang vom deutschen Gemüths- zum deutschen Willensleben fanden, abgesondert von allen nationalen Erregungen in seiner poetischen Ruhe. Aber was in ihm einsam zurückblieb, das war nicht etwa der bessere und schönere Theil des deutschen Volkes, der in Zukunft wieder über den unedeln „Geist Friedrichs“ den Sieg davontragen wird, sondern es war lediglich die durch die Kräfte des Gemüths weitab von allen politischen Zwecken getriebene Persönlichkeit Goethes einzig und allein. Er hat durch die Fülle seines genialen Wesens einen solchen Grad der persönlichen Vollendung erreicht, daß er wie ein neues kosmisches Gebilde, abgelöst von allen Wurzeln des irdischen Lebens, im höchsten Aether der Kunst dahin schwebte. Aber er fühlte so sehr selbst, daß diese höchste geistige Läuterung in ihm nur eine persönliche Ausnahmeerscheinung sein konnte, daß er niemals, wie die geistig unfertigen Gassenjungen der modernen Internationale, eine allgemeine Abkehr von den natürlichen Forderungen des Vaterlandes öffentlich verlangt hätte. Einsam und schweigsam wandelte er in seiner Größe dahin; hinter verschlossenen Thüren fertigte er alle politischen und auch alle persönlichen Eindrücke, wie den Tod seines Sohnes

in seiner von allem Erdengetriebe losgelösten Seele ab. Er empfand im Faust, daß die harmonische Ruhe, die in seiner einzigen Persönlichkeit gelungen war, auch das Ziel der politischen Kräfte sein müsse, die tief unter seinen Füßen noch im Staube des irdischen Lebens nach sittlicher Befreiung rangen.

Aber er fühlte auch, daß diese realen Kräfte nicht durch dasselbe Organ zu dem großen, allem irdischen Leben gemeinsamen Ziele gefördert werden könnten, durch das in ihm die geistig abgeklärte Ruhe hergestellt worden war. Denn in ihm hatte eine geniale Kraft des Gemüthes die Vollendung bewirkt; dort mußte eine ebenso geniale Kraft des sittlichen Willens in die großen Volksmassen eingreifen, die ihm nicht gegeben war, und so hielt er sich in vornehmer Ruhe beschaulich zurück. Diese sittliche Willenskraft aber hatte schon zu Goethes Zeiten in Kant ihre geistige Grundlage gefunden. In Friedrich dem Großen, der „seine Pflicht für seinen Gott" erklärte, strebte sie in genialem Aufschwung in die Höhe. In Fichte und namentlich in Hegel fand sie eine ungeheure Erweiterung ihres geistigen Umfangs; aus den napoleonischen Prüfungen ging sie geläutert und gestählt hervor, um in dem kaiserlichen Edelsinn des greisen Wilhelm, in der realen Machtfülle Bismarcks und in Moltkes klarer Feldherrngröße ihren höchsten Ausdruck zu finden. Um den politischen und kulturgeschichtlichen Umfang dieser sittlichen Willenskraft des preußischen Deutschthums zu übersehen und gleichzeitig zu erkennen, welch' gewaltiges Welt-

ziel sie zu erreichen strebt, denke man hundert Jahre zurück. Ungefähr vor hundert Jahren war es, wo Friedrich der Große nach seiner kriegerischen und sozialen Herrscherarbeit daran ging, einen deutschen Fürstenbund im Geiste dauernden Friedensglückes zu stiften, und heute sehen wir, wie sich wieder nach unerhörten kriegerischen und sozialen Großthaten derselbe fridericianische Geist in Bismarck bemüht, einen europäischen Weltbund in wahrhaft sittlichem Friedensgeiste zu begründen. So erkennen wir auch in der deutschen Willenskraft einen kosmischen Urtrieb, der unaufhaltsam immer größere Kreise zieht, und der, wie sich in Goethes Persönlichkeit das deutsche Gemüth bis zur abgeklärten Ruhe eines einzelnen Geistes vollendet hat, vielleicht auch in einer europäischen Weltruhe sein höchstes politisches Willensziel erreichen wird. So nur wird jene Goethe'sche Zeit heraufgeführt werden, wo überall „auf freiem Grund freie Völker" stehen, den Arbeiten einer friedlichen Kultur sorglos sich hingebend.

In beiden, sowohl in seinem Willen als in seinem Gemüth, strebt der deutsche Geist nach den höchsten Zielen irdischer Vollendung, in künstlerischer Reinheit des Gemüths und in der ernsten Willenskraft sittlicher Lebensführung. In dieser Auffassung giebt die Persönlichkeit Bismarcks in ihrer politischen Bedeutung für die gesammte Weltentwicklung nicht einen Zoll breit der künstlerischen Bedeutung Goethes nach. Das Gegentheil kann nur der behaupten, der kurzsichtigen

oder „literarisch" verkommenen Geistes mit seinem kritischen Blick nicht über den Rand der Cürassierstiefel hinwegschauen kann, in welchen der eiserne Mann mit dem großen deutschen Herzen und dem weltbeherrschenden Haupte gebietend durch das Jahrhundert schreitet*).

---

*) Aus des Verfassers Broschüre: „Bismarck, Moltke und Goethe eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes". Düsseldorf 1890, Verlag von Felix Bagel. Preis 1 Mark.

Ein Athemzug aus Bismarcks Lunge, war mehr dem Vaterland als Windhorst's ganze Zunge.

Im deutschen Parlament war Bismarck ein Löwe in der Fülle und der Hoheit königlicher Kraft; Bennigsen ein schlanker Edelpanther; Rauchhaupt ein gutes Ackerpferd; Hammerstein ein stößiger Ziegenbock; von Eynern ein flinkes Windspiel; Bamberger auf häßlichen Manchesterfüßen ein selbstgefälliger Redepfau; Rickert eine surrende Brummfliege; Eugen Richter ein leichtgereizter und mächtig gestirnter Reichswidder, Munkel ein Spitz; Alexander Meyer ein drolliger Pudel; Cremer ein von Partei zu Partei springender Floh; Virchow ein grundgelehrter Flamingo, der schon seit 1848 auf dem steifen Bein der „Ueberzeugung" steht; Stöcker eine alarmirende Hornisse; Liebknecht ein aasriechender Schakal. Und Windthorst? Er ist der Einzige, der seine Gestalt vollständig verändern kann. Er hat wie ein altes, grieses Wiesel in den katholischen Wäldern Deutschlands gehaust und alle patriotisch gestimmten Singvögel mit seinen welfischen Zähnen weggebissen. Am Rhein, in Westfalen, in Schlesien, wo sonst so viele und so edle katho-

lische Stimmen zu Deutschlands Ehre sangen, ist die Freude am Vaterlande verstummt. Nur dort, wo die seelenvolle Annette von Droste gewandelt ist und wo der ernste westfälische Forst am dunkelsten steht, erheben sich hin und wieder aus der todten Waldung zwei schwarzweiß gefiederte Edelfalken, um in der deutschen Sonne zu spielen, die Freiherren von Schorlemer und von Huene. Sonst ist Alles still; nur im dürren Laub des Kulturkampfs hört man bald hier, bald dort das unheimliche Rascheln des welfischen Wiesels. Will man es fangen, so verwandelt es sich wie mit einem Zauberschlage; greift man nach ihm mit harten, preußischen Fingern, so liegt es plötzlich stachlig da wie ein althannöverscher, partikularistischer Igel; streckt man die warme deutsche Hand nach ihm aus, so springt das seltsame Geschöpf wie ein naßkalter Frosch in den römischen Sumpf.

Wenn Bismarck wirklich Memoiren schreiben will, so brauchte er nur das aufzuschreiben, was ihm in jenen zehn einsamen Minuten durch Herz und Kopf gegangen ist, die er, bevor er Berlin verließ, am Sarge seines Kaiserlichen Freundes in ernster Einkehr verbracht hat.

Bismarck ist selten im Theater, seltener in der Kirche, niemals an der Börse gesehen worden.

Man hat berechnet, daß auf Bismarcks Willen mehr als 50,000 Menschen in den Tod gegangen sind. Man sollte besser sagen: 100,000 verdanken ihm ihr Leben. Unter Napaleon I. sah Europa fast jeden Monat einen neuen Krieg; seit 1870 hat Europa, die Goethe'sche Völkerschlägerei dort „hinten in der Türkei“ vom Jahre 1877 abgerechnet, in vollem Frieden gelebt, länger als jemals in zwei — Jahrtausenden zuvor. Drei Brüder meines Urgroßvaters, der als Rheinpreuße dem — französischen Magistrat zu Düsseldorf angehörte, fielen als Officiere der Rheinarmee an der — Beresina. Mein guter Vater hat wiederum drei Söhne zum Militair gestellt; der Aelteste gehört als Officier dem Landsturm, der Zweite als Gemeiner der Seewehr, der Dritte (ich) als Gemeiner der Reserve an, ein Vierter wird bald Rekrut — wir alle Vier haben bisher noch keinen scharfen Schuß gehört, außer am Scheibenstande.

Diese kleinen Familienbilder, welche Treitschke und Freytag meisterhaft zu entwerfen verstehen, sollte Jeder, der Bismarck

gerecht werden will, aus den Traditionen seines Hausgeschlechts in sich lebendig werden lassen. Sie sind gewiß lehrreicher und wirksamer, als die ganze dicke „Deutsche Geschichte" die Herr Professor Constantin Bulle, Gymnasialdirector in Bremen, geschrieben hat, derselbe Constantin und derselbe Bulle, der erst freimüthig zwanzig Mark für das Berliner Bismarck-Denkmal gezeichnet hatte, den Betrag dann aber zurückzog, weil man doch nicht recht wissen könne, was aus Bismarck zu guter Letzt nicht noch Alles werden mag. Vorsicht ist die Mutter der Professorenweisheit!

Es giebt ein Bild, welches nur Murillo hätte malen können und das er nicht gemalt hat. Es ist das tiefsinnige Märchen vom heiligen Augustinus, der sich einst am Strande des Meeres erging und über dem ewigen Räthsel der heiligen Dreifaltigkeit tiefsinnig grübelte. Da fiel sein Blick auf ein Kind, das in der zurückgetretenen Brandung spielte. Es hatte sich im Sande eine Grube geschaufelt und hielt eine Muschel in der Hand, mit welcher es das fluthende Wasser in die kleine Vertiefung unermüdlich hinüberschöpfte.

Der Heilige fragte, was das seltsame Spiel bedeute.

Da sagte das Kind: „Ich will mit dieser Muschel das Meer ausschöpfen.“

Augustinus lächelte über die harmlose Thorheit und hieß das Kind nach Hause gehen.

Dies aber erwiderte:

„Begehst Du nicht dieselbe Thorheit, die ich begehe, der Du nun seit Monaten schon den dreifaltigen Gott ergründen willst?“

Der fromme Denker stutzte. Aber das Kind flog lächelnd davon und Augustinus sah nun, daß es ein Engel war und ließ für immer ab von dem selbstquälerischen Spiel seiner Gedanken.

Das unergründlich wogende Meer, die ernste Gestalt des Heiligen, seine tiefes Auge in himmlische Sehnsucht getaucht, das Lächeln des englischen Kindes, die leuchtende Seemuschel in seinen reizenden Händen, die rosigen Lichtwolken, in welcher es aufschwebend verschwindet, die dunklen irdischen Felsen, welche die Meeres-Scenerie malerisch und zugleich symbolisch abschließen, das Alles wäre eines Murillo'schen Pinsels werth gewesen.

Und wenn Murillo das schöne Bild gemalt hätte, so müßte es, wie schade es auch darum sei, von Staatswegen Herrn Dr. Theodor Barth, dem ewig theoretisirenden Mitglied des Reichstages und dem abstrakten Redakteur der „Nation" geschenkt werden.

Denn Herr Barth will mit der Muschel seines freisinnigen Systems nichts Anderes, als was das schalkhafte Engelskind wollte; er will die ewig fluthenden Wogen des Lebens in das enge Bassin seiner freihändlerischen Ueberzeugung hinüberschöpfen. Wer Freihändler ist, muß, wie er einmal in einem Hamburger Vortrag vor mir docirte, in logischer Folge liberal sein; wer liberal ist, muß für die Goldwährung sein; wer für die Goldwährung ist, muß abrüsten;

wer abrüstet, muß eine Verbrüderung der Menschheit anstreben. Wo Eisenbahnen die Welttheile verbinden, dürfen keine Zollschranken errichtet werden. Kurz, die kleinste Welle des öffentlichen Lebens muß durch die kleine freihändlerische Muschel laufen, um nützlich und richtig geleitet zu werden.

Aber auf dieser Erde, wo die Winde willkürlich in vier Grund-Richtungen umschlagen, wo das Meer Inseln verschlingt und neue bildet, wo Ebbe und Fluth im Wechselspiel sich erneuern, wo Berge stürzen und Thäler sich wölben, gibt es keine doctrinaire Norm und Richtschnur, die für alle Zeiten heilsam und wirkungskräftig bleiben könnte. Wenn Bismarck jedes Jahrhundert einmal zur Welt käme, er würde vielleicht abwechselnd Freihändler und Schutzzöllner, Kriegsgott und Friedensfürst, Landwirth und Staatsmann sein. Um in die Erscheinungen des natürlichen Lebens mit beherrschendem Griff hineinfassen zu können, muß man selbst ein Stück — Natur sein, das heißt: stark und wahr, ungekünstelt und — systemlos. Auf künstliche Theorien mögen sie noch so fein geschliffen und geistig fest geschmiedet sein, reagirt das natürliche Volksleben nicht. Die Wogen der politischen Urkräfte, die Fluthen des Handels, die Wellen des Verkehrs, die Brandung revolutionärer Ereignisse wird jedem Theoretiker sein geistiges Instrument ebenso heftig aus der Hand schleudern, wie es dem Engel des heiligen Augustinus geschehen sein würde, wenn er nicht in seine ewige Heimath hinaufgeflogen wäre. Wir aber hier

unten können nur Theorien schaffen und bauen, wie die Kinder im Sande; was wir heute errichten, ist morgen niedergerissen, um übermorgen wieder in anderer Form aufgeführt zu werden. Nur dem vertrauen wir, von dem wir fühlen, daß er, selbst ein freier Mann der Natur, die Kräfte der Natur verstehe; er führt uns gewiß durch das wechselnde Spiel der Wellen und der Winde, indem er die Segel unseres Staatsschiffes bald vorsichtig refft, bald lustig blähen läßt, während der, welcher stets mit steifgehaltenem Steuer „überzeugungstreu und principienfest" in derselben Richtung mit uns vorwärts jagt, heute oder morgen an einem Riff zerschmettern muß. Aber zu Reichssteuerleuten werden Gottlob die freisinnigen Theoretiker niemals angeheuert werden; sie mögen ruhig am Strande des Lebens sitzen bleiben, vertieft und versunken in ihr ewiges Muschelspiel, das ja auch ihre geringe geistige Kraft bis zur Erschöpfung anstrengt und gefesselt hält.

Es ist etwas wunderlich, woher ein so vielbeschäftigter und so einfach lebender Mann, wie Bismarck, die Zeit und die Lust hernahm, sich so häufig — photographiren zu lassen. Aber mag es auch noch so zahlreiche und noch so vorzügliche Bildnisse von ihm geben, sein allererster Photograph blieb doch zugleich auch sein allerbester: der Kladderadatsch.

Auch Lenbach hat einen Zug von Bismarcks Natur. Jedem, der des ausgezeichneten Meisters Sammlung moderner Charakterbildnisse auf der Münchener Ausstellung vom Jahre 1888 gesehen hat, muß es als bezeichnend aufgefallen sein, daß Lenbach bei allen Portraits das Schwergewicht seines Künstlerthums einzig und allein in den Kopf und die Augen seines Modells gelegt hat. Unvergeßlich sind die kornblumenblauen, freundlich milden Augen mit welchen der greise Kaiser Wilhelm aus dem Bilde schaut, unvergeßlich das tiefe und doch so geistvoll und gemüthswarm durchleuchtete Braun in den Dichteraugen des Papstes Leo; nicht aus der Erinnerung zu bannen der diagnostisch schneidende Brillenblick Schweningers und das altersmüde zwar halb geschlossene, aber in seinen Resten doch noch hellflackernde Auge Döllingers; Moltkes granitgraue, kalte Iris, in welcher die schwarzen, harten Augensterne sich ausnehmen, wie zwei — Steinadler,

die in wolkenloser Höhe uns nur noch wie zwei schwarze, feste Punkte erscheinen; endlich der lebensfrische, hell und klar aus den buschigen Brauen hervorsprudelnde Blick des energievoll aufhorchenden Kanzlers.

Hier hat der Pinsel des Malers Wunder vollbracht. Auf einem Fleck Leinwand, nicht größer als der Rand eines Suppentellers, spricht, horcht, athmet eine geistig reichbewegte Persönlichkeit in der ganzen Fülle ihrer Eigenart, gleichviel ob es ein Kaiser, ein Papst, ein Diplomat, ein Dichter, ein Arzt, ein Soldat ist. Diese energievolle Kraft des Pinsels, welche rücksichtslos die Wirkungen des ganzen Bildes, Hintergrund, Costüm und selbst die Hände, einzig und allein auf den Ausdruck des Kopfes concentrirt, hat Bismarck als Staatsmann in demselben Maaße. Er wollte aus dem saft- und kraftlos verschwommenen Deutschland einen germanischen Kopf mit preußisch-blauen Augen herausarbeiten; Alles Andere sollte der sprühenden und leuchtenden Kraft dieses Kopfes untergeordnet sein; die staatsrechtlichen Lichtpunkte der katholischen Kirche, die blanke Zollfreiheit Hamburgs und Bremens, die hellen, liberalen „Aufklärungstheorien", Alles wurde mit braunen Lokal-Tönen mächtig à la Lenbach überstrichen, um einzig und allein auf den Kopf die Leuchtkraft des ganzen Bildes zu werfen. Selbst die Hände des Handels sind in der schutzzollgekürzten Form und der grünlichen Steuer-Farbe auf ihn modellirt und abgetönt. Wie springt aber auch in der

modernen Staatengalerie dieser prachtvolle deutsche Kopf, in Kraft und Leben strotzend, vor allen Anderen in die Augen! Den kleinlichen Seelen des deutschen Freisinns gefällt ein bis auf die Manschettenknöpfe und die Fingernägel mit principientreuer Pedanterie ausgepinseltes Oeldruck-Portrait, à la Knut Eckwall in welchem jedes Ding seine „Selbständigkeit" bewahrt, gewiß weit besser; aber man hänge unter hundert Portraits dieser Art ein einziges von Lenbach, und sie werden alle von diesem einzigen Bilde in Grund und Boden geschlagen werden.

Bismarck hat mit Preußen die Germania gezeugt; Deutschland ist seine Tochter; in diesem Sinne ist er des jungen Kaisers — Schwiegervater, ein historisches Verhältniß, welches manche Bitterkeit und Heftigkeit bei seiner Verabschiedung auf sehr natürliche Weise scharf und psychologisch beleuchtet.

Drei Facultäten haben Bismarck zum Ehrendoctor ernannt; die medicinische nicht. Und doch hat die Welt niemals einen größeren Arzt gesehen, als ihn. Er hat dem Körper Europas, der von den romantisch-typhösen Anfällen der ehrsüchtigen Napoleoniden durchschauert, von dynastischen Intriguen wie von Flechten überzogen und in dem kleinnationalen Egoismus des partikularistischen Streberthums wie gelähmt dalag, in der preußischen Klinik eine Gewaltkur von Blut und Eisen verschrieben. Er hat die Lunge Europas frei gemacht, so daß dieselben Länder, die noch vor fünfundzwanzig Jahren im Staub ihrer Lokalinteressen geistig nahezu erstickten, alle im Verein mit Deutschland freie Weltfriedensluft athmen. Man vergleiche nur die krankhaft verkniffene, lungenpfeifende Gestalt des partikularistischen Beust mit der breiten und gesunden Männerbrust der Andrassy und Kalnoky. Nie hat ein Arzt eine schärfere Diagnose als Bismarck gestellt, nie eine dreimalige Operation auf Blut und Leben sicherer und erfolgreicher vorgenommen, nie aber auch hat ein Arzt ein besseres und feineres Instrument in seinen Fingern gefühlt, denn das silberne Messer in Bismarcks Hand, mit welchem er Europa auf den Weltfrieden zurecht schnitt, war: — Moltke

Der wehmütige Humor, der hier und da aus Bismarcks Reden und Briefen hervorbricht, quillt aus seiner Seele wie das braunleuchtende Harz aus der dunklen Rinde einer einsam stehenden Fichte.

Von allen Frauen, die Bismarck gekannt hat, muß ihm die Kaiserin Augusta am meisten imponirt haben; denn je mehr man über die Natur dieser so zurückgezogen und doch so selbständig lebenden Kaiserin nachdenkt, desto reichlicher fühlt man dasselbe Metall in ihrem Wesen, was in Bismarcks Natur vorherrscht: kaltes Eisen; sie hatte ein goldenes Gemüth, aber eine eiserne Willenskraft, eine zähe, bewundernswerthe Gabe der Zurückhaltung, ohne ein Jota ihrer Selbständigkeit und ihrer Eigenart aufzugeben.

Mit seinen geistreichen Gegnern ist Bismarck immer ganz gut fertig geworden; er hat als Schutzzöllner auf Benningsen, Miquel, Völk, Schorlemer, Huene, als Politiker und Mensch auf Lothar Bucher, den geistig reich bewegten „rothen Becker," auf den Hamburger Versmann, auf Fritz Reuter, auf Karl Schurz, Freiligrath und Kinkel, ja selbst auf Lassalle in vielen Dingen überzeugend eingewirkt, nur in die vorgefaßte Meinung derer hat er nirgends einzudringen vermocht, gegen die sich die Götter selbst vergebens im Kampfe abmühen.

Wenn man bedenkt, wie wenig Musiker im Vergleich zu Mozart musikalisch sind, wie wenig Dichter im Vergleich zu Shacespeare poetisch sind, wie wenig Aesthetiker im Vergleich zu Schiller ästhetisch sind, wie wenig Philosophen im Vergleich zu Kant philosophisch sind, wie wenig Maler im Vergleich zu Rafael Maler sind, wie wenig Politiker im Vergleich zu Bismarck Staatsmänner sind, so stößt man unwillkürlich auf die Frage, wie viele von den Millionen, die sich auf dieser Erde unter dem Namen Mensch herumtreiben, denn eigentlich Menschen sind. Wenn der Mensch eine Seele hat, so ist es gewiß, daß noch lange nicht Jeder eine Seele besitzt. Wir alle liegen wie die Kartoffeln im dunklen Keller der — Materie. Durch die Ritze des Bewußtseins und der Vernunft treiben wir naturgemäß dem Lichte, der ewigen Freiheit des Geistes zu. Aber nicht Jeder wird sich seines Bewußtseins und seiner Vernunft — bewußt. Die Meisten verbringen ihr Leben stumpfsinnig im Joch der Ernährung und sterben geistlos wie die Fliegen. Und auch nicht Jeder, der sich seiner Vernunft

bewußt wird, setzt einen seelischen, auf das Ewige gerichteten Schößling an. Nur diejenigen Kartoffeln treiben im Keller, die in den vordersten Reihen liegen. Buddha, Confucius, Plato, Aristoteles, Sokrates, Johannes, Augustinus, Rafael, Michel Angelo, die hlg. Elisabeth, Luther, Schiller, Kant und wenige hundert Andere von den ruhmvollsten dieser Welt hatten eine Seele. Millionen vertrocknen und vermorschen im ethischen und künstlerischen Naturalismus. Die Materie, aus der gemeinsam Thier und Menschen stammen, ist der Schatten Gottes, aus welchem wir uns in's göttliche Licht zurückzuspielen versuchen sollten. Jeder Mensch kann eine Seele ansetzen, durch Herzensgüte, durch die Anschauung des Schönen, durch den Gebrauch der Vernunft. Aber nicht einmal der Trieb und die geistige Lust dieses natürlichen Spieles dem Lichte zu, ist allen Menschen zu eigen. Und auf Grund dieser Verschiedenheit der geistigen Natur der Menschen sollten wir auf allen Gebieten des Denkens, der Kunst und des Lebens ein neues aristokratisches Empfinden anstreben. Durch die französische Revolution sind wir in ein demokratisches Jahrhundert gerathen. Im 18. Jahrhundert sagte die adlige Tulpe zum bürgerlichen Rettig: „Es ist eigentlich eine Unverschämtheit, daß Du überhaupt wachsen darfst, denn Du hast weder Geruch noch Farbe." Dafür rächte sich nach der einundneunziger Revolution im 19. Jahrhundert die Runkelrübe, indem sie zur Rose sagte: „Bilde Dir auf Deinen Geruch nur ja nicht so

viel ein, ich bin schließlich gerade so viel werth wie Du, denn wir sind alle nur vergängliche Pflanzen im Mistbeet der Materie!"

In diesem Bilde ist das geistige Wellenspiel dargestellt in welchem wir uns politisch und ästhetisch bewegen. Wir müssen naturgemäß aus dem Thal wieder auf den Berg; die ekelhafte süddeutsche Biergemüthlichkeit, wo der Regierungsrath seinen Radi in dasselbe Salzfaß stippt, wie der alkoholisirte Dienstmann, der plumpe socialdemokratische Gedanke der gemeinen Brüderlichkeit muß einem *aristokratisch-kritischen* Empfinden Platz machen. Ich meine damit nicht jenen „aristokratischen Radikalismus", den der geistlose Georg Brandes dem irrsinnig gewordenen Fr. Nietzsche in der „Deutschen Rundschau" nachgebetet hat; denn ein aristokratischer Radikalismus ist stets eine contradictio in adjecto. Brüder wollen wir Alle bleiben. Aber derselbe Christus, der armen Fischern die Füße wusch, geißelte zwei Dutzend andere seiner „Brüder" zum Tempel hinaus. „*Erziehend und fördernd nach unten, aufwärtsstrebend dem Lichte zu!*" wenn das ein Motto für das kommende Jahrhundert sein dürfte, so trüge das 20. Jahrhundert für den *politischen Socialismus* und den *ästhetischen Naturalismus* den geistigen *Todeskeim* in sich.

Alexander, Caesar, Napoleon dachten an ein Weltreich, Bismarck an Weltfrieden.

Das Genie vereinigt beide Geschlechter in sich. Es wird von seiner Zeit befruchtet und erzeugt eine neue. Die schöpferischen Stunden in Bismarcks Leben, sein Ringen auf dem Schlachtfeld, im Parlament und auf dem diplomatischen Parquetboden liegen offen da vor Aller Augen. Die empfangenden Stunden sind verschlossen für den Blick der großen Menge. Es sind die Stunden, die er einsam im Park des Reichskanzlergebäudes, in seinen tiefen Wäldern zu Varzin und Friedrichsruh verbracht hat. Hier öffneten sich die feinsten Organe seiner Seele, hier wurde sein Genie von dem Blüthenstaub der Zeit befruchtet. Nicht einmal sein Liebling, Graf Herbert, durfte ihn auf diesen einsamen Spaziergängen begleiten. In früheren Zeiten soll der Kanzler häufiger seine einzige Tochter mit hinausgenommen haben. Denn ein weibliches Gemüth wirkt in solchen Stunden beruhigend und hülfreich, es ist wie das weiche Linnen einer zartfühlenden und barmherzigen Samariterin. Milton hätte seinen Söhnen das „Verlorene Paradies“ kaum jemals dictiren können, denn in der männlichen Natur liegt Ungeduld und jener kritische Reiz des Widerspruchs, der auf die feinsten Inspirations-Organe des empfangenden Genies erkältend und oftmals sogar vernichtend wirkt.

Bismarck ging im politischen Leben abwechselnd mit drei Spazierstöcken. Die Conservativen waren ihm ein fester Eichenstab, die Liberalen ein flotter Promenadenstock, das Centrum eine Dornenstaude, an welcher er sich stets die Finger blutig riß.

Als das deutsche Reich geboren wurde, schlief es die ersten Jahre in seiner Parlamentswiege ganz ruhig und friedlich. Dann aber fing das Neugeborene entsetzlich an zu schreien. Es erschrak jedesmal, wenn seine Amme in's Zimmer trat, vor ihren buschigen Augenbrauen, ihrem kahlen Riesenschädel, ihrem leuchtenden Blick, ihrer rauhen Commandostimme und ihren mächtigen Reichstatzen. Nun hat das kleine Kind eine neue Amme bekommen, mit demselben breiten und gesunden Militärbusen, aber von glatter Haut, von sanfterem Blick, mit einem hübschen Scheitel und einem launig spielenden Grübchen im Kinn. Hoffen wir, daß sich der deutsche Schreibalg nun beruhigt, ein vernünftiger Junge und ein tüchtiger Mann werde.

Hätte Bismarck nur ein wenig politisches Unglück gehabt, so würde er zwar weniger bewundert, aber weit mehr — geliebt worden sein.

In Preußen war das Genie niemals ein wildes Flügelroß, das, wie Napoleon I. in Frankreich, zügellos durch alle Schranken der Geschichte in die Wolken polterte. Durch strenge, geistige und historische Zucht für die Cultur dressirt, ward es ein feuriger Rappe, der in die silberne Stange der Pflicht schäumt. Auch Bismarcks unbändige Gewaltnatur mußte unter der scharfen preußischen Scheere die wilde Mähne „Phantasie“ fallen lassen. Kein Romane hätte vermocht, noch gewünscht, das siegestrunkene Heer nach Königgrätz von einem Triumphzug durch die Wiener Straßen zurückzureißen, diese politische Selbstbeherrschung ist nur einem historisch und geistig stramm disciplinirten Preußen möglich.

Wenn Kaiser Friedrich in seinem Tagebuche darüber klagt, daß Bismarck die Kaiserproclamation in Versailles mit nüchterner oder gar mit „geschäftsmäßiger“ Stimme verlesen habe, so kann erwidert werden, daß gerade diese einfache und völlig unpathetische Weise besonders ergreifend und poetisch erscheint. Die unmittelbar schaffenden Kräfte wirken einzig und allein durch das, was sie schaffen, nur für die Fernerstehenden will die Wirklichkeit gerne ein künstlerisches Colorit und festliche Formen annehmen. Die Arbeiter, wenn sie Richtfeier halten, kommen im Kittel zum Feste, die Geladenen im Frack. Shakespeare ist gerade an den erhabensten Stellen seiner Dramen, so in der Kirchhofsscene im „Hamlet“, äußerst knapp, schlicht und nüchtern in seinen Worten. Die Situation wirkt durch ihre poetische Realität. Pathetisch und wortvoll selbst bei untergeordneten Gelegenheiten ist nur — Wildenbruch. Wir können als Nation stolz darauf sein, daß unser größter Staatsmann selbst im feierlichsten Augenblick seines Lebens sich einfach und wahrhaftig zeigte und selbst unter französischem Himmel Bismarck blieb und nicht einmal für eine Minute — Gambetta und pathetisch wurde.

Seit Luthers Erscheinen hat Deutschland keinen großen Katholiken mehr hervorgebracht; Kant, Goethe, Schiller, Bismarck und die „minorum gentium dei“ waren sämmtlich Protestanten. Ob je in Deutschland ein neuer Albertus geboren werden wird? Es kann sein und wenn es sein wird, so wird es ein großer katholischer Socialpolitiker sein. Die katholische Kirche hat eine viel größere geistige und praktische Facultas, sociale Fragen zu behandeln, als der philosophisch-verdunstende Protestantismus. In den colossalen Industriebezirken von Düsseldorf bis Aachen ist nie ein Socialdemokrat gewählt worden. Der Socialismus beginnt im Westen erst bei der frommen Wupperthalergrenze siegreich zu werden.

Bismarck hat in seiner politischen Natur etwas vom Landmann, vom Gärtner und vom Forstmann. Mit dem scharfen Pfluge des Militairismus hat er die deutsche Erde umgeackert; mit dem Messer des Gärtners hat er die dänischen, österreichischen und französischen Zweige, die auf deutschen Grund beschattend überhingen, abgeschnitten und das partikularistische Unkraut im deutschen Garten ausgejätet; mit der Geduld und der Freude des Forstmannes sieht er nun das freigewordene Deutschland im Walde der Cultur als Friedenseiche grünen und erstarken.

Man kann des Fürsten Bismarck nicht gedenken, ohne mit dem geistigen Blick an Eugen Richter, seinen gehässigsten Feind, zu streifen. Auch Richter wird der Geschichte angehören, nicht nur als ein — Knotenpunkt im deutschen Parteileben, sondern auch als Bismarck's Schatten.

Die besten Generäle haben in Preußen oft ein denkwürdiges Schicksal. Caprivi ist ein umgekehrter Scharnhorst. Als Scharnhorst die Armee reorganisirt hatte, schrieb er an seine Schwester: „Alle meine Ehren und Orden gebe ich dahin, wenn ich nur einen Tag das Commando haben könnte". Schon der nächste Tag brachte ihm die tödliche Kugel. Das gewaltige Werk des todten Helden wurde von Blücher und Gneisenau ausgelebt. Ein umgekehrter Scharnhorst, ist Caprivi berufen worden, das Leben eines Lebendig-Todten auszuleben, und im eingefahrenen Geleise den Staatskarren weiterzuschieben. Pflichtgefühl, Mannesmuth, Selbstverleugnung ließen Scharnhorst vaterland- und gottergeben den bittersten Tod klagelos ertragen, gerade wie sie „unsern besten General" bestimmten, von einem militärischen Lieblingsposten abzutreten und ohne mit den Wimpern zu zucken, die erdrückende Bürde eines fremden und mühevollen Amtes auf seine Schultern zu nehmen. Wie wird in Frankreich, wenn ein großer Staatsmann zurücktritt, rechts und links und allerorten angeklopft, um einen Nachfolger für ihn zu finden. In Preußen hat sich immer noch auf den ersten Anhieb der rechte oder doch ein passender Mann gestellt.

Bismarck hatte eine arme Mutter: Preußen, und bekam später eine reiche Frau: Deutschland. Er hat seine Mutter geliebt wie ein braver Sohn, seine Frau wie ein edler Gatte, was ihm selbst in dem weiten Kreise der sehr empfindsamen Bundesfürstenverwandtschaft nur bestätigt werden wird.

Als Bismarck sich noch nicht in Schweningers Kur begeben hatte, gab es, wie Alle wissen, eine Zeit, in welcher er so nervös und empfindlich war, daß er den Reichstagssaal verließ, wenn Eugen Richter das Wort ergriff. Man muß es oft mit anhören, daß der Fürst damals die „Flucht" ergriffen, weil er die „Wahrheit" nicht habe hören können. Aber was ihn zur Thür hinausdrängte, das war keineswegs „Wahrheitsangst", sondern eine durch Nervosität auf's Aeußerste gesteigerte Antipathie. Merkwürdige Antipathien giebt es von Alters her, sie scheinen nur durch die Physiologie erklärt werden zu können. Schon Livius erzählt uns, daß selbst die kräftigsten und edelsten römischen Schlachtrosse von einem zitternden Unbehagen überlaufen wurden und wie besessen davonstürmten, wenn nur der Wind aus den Reihen der Aegypter den Geruch der kriegsgesattelten Kameele zu ihnen herübertrug.*)

---

*) Aus des Verfassers Broschüre „Bismarck wird alt".

Bismarck ist in den vordersten und darum auch empfindlichsten Linien seiner Persönlichkeit Patriot als Preuße, im Herzen als Deutscher, in der tiefsten Perspective seiner mächtigen Weltfriedensnatur als Mensch.

Bourienne, der Jugendfreund und Secretair Napoleon I., erzählt in seinen gehaltvollen Memoiren, daß der Kaiser auf die Frage, welcher Tag seines Lebens für ihn der Glücklichste gewesen sei, in tiefem und wehmüthigem Ernst geantwortet habe: „Der Tag, an welchem ich zur ersten heiligen Communion gegangen bin.“ Diese Antwort hat etwas Ergreifendes, denn sie ist nicht nur eine schöne und rührende Stimmungsfloskel, sondern eine erschütternde Wahrheit. Sie stimmt völlig überein mit dem abschließenden Urtheil, welches Taine aus historischen Gründen und Talleyrand aus psychologischer Einsicht über Napoleon abgegeben haben. Taine erkennt in Napoleon eine vom Schicksal in's Maaßlose gesteigerte Carikatur der mittel- und norditalienischen Kleinfürsten, die ihre Herrschaft in einem neronischen Dünkel bald als üppige Mäcene, bald als grausame Bluthunde zu einem exaltirten Diktatorenthum aufblähten; Talleyrand sagt in einem kürzlich von der „Kölnischen Zeitung“ über London geheimnißvoll veröffentlichten Bruchstück aus seinen versiegelten

Memoiren von Napoleon kurz und bündig: „Diesem Manne fehlte der Begriff des Sittlichen vollständig." Wie ergreifend wirkt es nun, wenn der Kaiser selbst von sich gesteht, daß der einzige Tag an welchem sein Gemüth sich in einem reinen Einklang mit Gott befand, all den purpurnen Wirrwarr seines romantischen Cäsarenthums, die glühenden Pyramiden Aegyptens, die Sonne von Austerlitz, den Brand von Moskau in hellem Glanze wie ein lichter Schein vom Himmel her überstrahle!

Wenn man sich nun fragt, welcher Tag wohl in Bismarcks stets auf ethische Ziele gerichtetem Leben der Schönste und Glücklichste gewesen sei, so darf man vielleicht glauben, daß der Fürst antworten wird: „Der Tag an welchem ich zum ersten Male wieder als Herr und Besitzer die Scholle betrat, wo meine Wiege stand und das Haus meiner Väter steht."

Augenzeugen haben erzählt, daß dem greisen Fürsten die Thränen über die Wangen gestürzt seien, als er den ersten Rundgang durch sein wiedergewonnenes Schönhausen antrat, und seine siebenzigjährigen Augen hier und dort dieselben Gegenstände wiedersahen, auf denen als Kind seine munteren Blicke geweilt hatten. Es gibt ein zartes und empfindsames Zusammenwachsen des Menschen mit äußeren Dingen. Man erinnere sich, was Goethe von sich in „Wahrheit und Dichtung" so eindrucksvoll erzählt. Zu seinem Geburtstage hatten gute Freunde eine alte Wanduhr gekauft, die vor langen Jahren

in Goethe's Elternhaus gehangen und deren Tik-tak und Stundenschlag Goethe's Kinderzeit begleitet hatte. Die Freunde brachten das zärtliche Geschenk so geschickt in der Nähe von des Dichters Schlafzimmer an, daß Goethe bei seinem Geburtstagserwachen den Gang der Uhr wohl hören, sie selbst aber nicht sehen konnte. Als die alte Excellenz nun die Augen öffnete, hörte er wohl den vertrauten Pendelklang aus seinen Kindertagen, aber er glaubte nicht anders, als daß ein zarter Traum ihn aus tiefem Schlafe nachschwebend umspiele. Als er nun bald auch klar und deutlich die Stunde schlagen hörte, da hielt es ihn nicht länger, er sprang aus dem Bett und als er das traute Geräth erblickte, mußte der stolze und herzenskühle Mann weinen und aufschluchzen wie ein Kind.

Fürwahr, wenn man griechisch empfinden will, so hätte es für den Fürsten Bismarck keinen classischeren und poesievolleren Tag des Todes geben können, als jenen, wo er Schönhausen als Eigner wiedersah. Sein Leben konnte in einem wunderbaren Symbol geschlossen erscheinen. Er hatte nach unsäglichen Mühen seinen Mitbürgern die deutsche Erde, das alte kaiserliche Vaterland zurückgegeben und dankbar gaben ihm die deutschen Bürger dafür seine verlorene Stammscholle zurück. Konnte es für den Mann, der so unendlich tief mit der deutschen Erde und allem heimathlichen Wesen verwachsen ist, einen schöneren Tag, eine reinere Seelenfreude geben? Und doch wie viele Stimmen erhoben sich nicht, die da riefen:

„Er hätte das Geschenk nicht annehmen sollen, er hätte eine Stiftung daraus machen müssen, er hätte sich Schönhausen selber kaufen können, Geld hat er ja genug dazu!“

Ach ja, es ist wahr, was Börne einmal ähnlich ausspricht, daß der Deutsche das edelste und zugleich das plumpste Subjekt auf Gottes Erdboden ist. Möchten sich doch alle Diejenigen, welche sich im parlamentarischen Kampf dem Fürsten gegenüber so oft als „Vertreter der Nation“ pathetisch in die Brust warfen, ernstlich prüfen, welche von diesen beiden Seiten des deutschen Seelenlebens sie denn eigentlich im Parlament zu vertreten hatten.

Als Bismarck seinen Abschied nahm, ging vor den Augen der ganzen Welt ein glühendes Gestirn unter und die Berliner sahen dafür ein helles Bogenlicht aufleuchten.

Wenn man sehr paradox sein will, so kann man sagen, daß Bismarck eigentlich eine — faule Natur ist. Für dies Paradoxon läßt sich der Fürst selbst wiederholt als Zeuge anrufen. Als sein Freund, der Kriegsminister Roon, nach St. Petersburg in der Confliktszeit an ihn schrieb, daß der König ihn wahrscheinlich zum Ministerpräsidenten ernennen werde, antwortete er, er wolle nicht feige erscheinen und sich mit offenem Leibe auf den gefährlichen Posten stellen, wenn der König keinen besseren Mann zu finden wisse; sollte aber der König einen Anderen berufen, so wünsche er sich selbst, wie er Roon antwortet, nichts Schöneres, als „einen Entensteiß, um mit Vergnügen bei Muttern damit wackeln zu können." An seinen Freund Motley schreibt er, daß er unter die Politiker gerathen sei und ernstlich befürchte, daß er allmälig Vergnügen an dem Handwerk finden werde. Von seinem Sohne, dem Grafen Herbert, sagt er in liebenswürdigem Humor: „Wenn ich so fleißig gewesen wäre, wie Der, so wäre aus mir vielleicht auch noch einmal etwas Ordentliches geworden." An seine Gemahlin

schreibt er; daß er am liebsten dort verweile, wo der Specht allein sei; im Parlament erklärt er, daß er sich nach Wald und Feld sehne, um als Jägersmann sein Leben zu verbringen. Fürwahr, der gewaltige Fürst könnte wie Hamlet in einer Nußschale leben und sich ein König von unermeßlichen Reichen dünken. Dem Manne, der 25 Jahre lang Europa mit seinem Willen beherrscht hat, hätten schließlich ein kleiner Gutshof, Frau und Kinder, ein Paar durstige Freunde, eine Flinte, ein kleines Eigenthum an Wald und Acker und ein gutsortirter Bier- und Weinkeller vollständig zum Leben genügt. Denn Bismarck ist nicht etwa eine faule, sondern eine ruhende Natur; das heißt, ein Mann, der sich im Einklang mit allem Irdischen und Göttlichen fühlt, der in seiner Weltanschauung geschlossen ist und den keine bösen Träume mehr quälen können, wie den armen Hamlet. Daher die Motley'sche Furcht, daß es ihm im politischen Handwerk gefallen werde, daß er aus der harmonischen Ruhe seines Gemüthes vielleicht auf Lebenszeit in das Gedränge unfertig-gährender Meinungen gerathen könne, daher aber auch schließlich die maßlose Kampflust, die Rücksichtslosigkeit, die fürchterliche Gewalt des Wortes und der Handlungen. Denn nachdem er einmal aus der Harmonie seines inneren Menschen herausgetreten, kämpft er wie ein Rasender um eine Harmonie in den äußeren weltlichen Dingen herzustellen und auf diese Weise im historischen und ethischen Sinne das zurückzugewinnen, was er in seiner persön-

lichen Lebensführung verloren hat. In der politischen Einigung und der wirthschaftlichen Kräftigung Deutschlands hat seine Willenskraft die Peripherie dieser harmonischen Rundung, nach der seine geistige Natur immerfort zurückdrängt, tiefbefriedigt wieder erreicht. In Sachen des Weltfriedens, in der Socialpolitik und manchen anderen kleineren Dingen ist er noch nicht zu einer vollen Sättigung seines innersten Wesens gelangt und so lange er das nicht ist, wird keine Gewalt auf Erden ihn zur Ruhe oder zum Schweigen bringen. Er könnte selbst dann nicht schweigen, wenn er selbst es wollte. Erst dann wird er wirklich wieder, gerade wie früher, „ruhig im Grase liegen und die Kirschen reifen sehen", wenn er in seiner äußeren Thätigkeit sich genau so harmonisch abgeschlossen fühlt, wie er es innerlich war, als der König ihn in den politischen Dienst berief.

Im Cirkus folgen gerade auf die kraftvollsten Herkules-Leistungen die windigsten Späße der Clowns. So sprach in demselben Reichstagssaale, in welchem Bismarck nach einer zweistündigen Monumentalrede das Wort vom „Furor teutonicus“ aus seiner mächtigen Brust herausstieß, Herr Bamberger von den „Nasenstübern“, die der Deutsche sich noch holen werde.

Die erste Sünde wider den heiligen Geist der Geschichte, mit welcher Bismarcks politisches Andenken beschmutzt worden ist, beging die deutschfreisinnige Presse, indem sie die Antrittsworte Caprivi's: „Ich werde das Gute nehmen, wo ich es finde", direkt gegen Bismarck münzte. Bismarck hat das Gute nicht nur genommen, wo er es fand, nein, noch weit mehr, er hat es sogar dort ängstlich gesucht, wo er es eigentlich gar nicht finden konnte. Um brauchbare Ziegelsteine zum weiteren Ausbau des neuen Reichsgebäudes zu finden, ist er auf allen Vieren in die ultramontanen Brennesseln gekrochen und faßte mit der arglosen Hand in die — Franckenstein'sche Klausel. Er hat, seitdem er 1866 mit offnem Sinn beim Fortschritt um „Indemnität" gebeten, wiederholt in die flache freisinnige Brust getastet, aber stets die Herzkammer dieser hypochondrischen Partei leer und trocken gefunden. Er hat das Gute gesucht, wie eine Stecknadel. Wie kindisch, wenn nun die Freisinnigen aus Herrn von Caprivi's Worte eine bessere Zukunft für sich selbst lesen wollen! Sie glauben wirklich, Bismarck

hätte selbst das Beste nicht angenommen, wenn es ihm von ihnen gereicht worden wäre, und daß umgekehrt Caprivi mit Vergnügen aus der deutschfreisinnigen Hand zu Mittag speisen werde. Aber die Sache bleibt ganz die Alte. Nur der Vorsitzende der Prüfungscommission hat gewechselt. Auf Bismarcks Fragen hatte der Freisinn nicht ein einziges, klares und bündiges patriotisches „Ja". Jetzt ist der Vorsitzende Caprivi. Schon seine allererste Frage: „Soll die Armee um 18,000 Mann verstärkt werden?", die selbst Windhorst und die Polen dies Mal richtig beantworteten, stieß bei den Freisinnigen auf ein verschlossenes Verständniß. Das Examen wird noch eine Weile fortgesetzt werden. Der Durchfall ist bei der geistigen und anthropologischen Struktur des Freisinns bei Caprivi geradeso gewiß, wie bei Bismarck. Zum dritten Male kann das Examen nach den preußischen Assessorstatuten nicht angetreten werden. Der Freisinn wird dann also definitiv darüber belehrt sein, daß er, wenn er wirklich etwas Brauchbares und Gutes zu sagen hatte, es jetzt und allezeit auf Schildaer Weise eigensinnig für sich behalten hat.

Im Parlament hat Bismarck oftmals bedauert, daß seine gute Erziehung ihm leider verbiete, dem „Herrn Vorredner“ in gebührender Weise zu antworten. Es ist ewig schade, daß Bismarck so gut erzogen worden. Ein Kraftwort im Stile seines Vetters mit der eisernen Hand hätte ihm für alle Zeiten ein ganz prächtiges, kerndeutsches Luthercolorit gegeben. Siehe Göthes „Götz von Berlichingen“ III. Akt, Fensterscene.

Bismarck hat sein eigenes Panoptikum. Wenn er sich in Friedrichsruh auf sein mächtiges Sopha setzt, die Augen ein wenig schließt und die Gestalten an sich vorüberziehen läßt, zu denen er in persönliche oder politische Beziehungen getreten ist, so nennt er ein „Celebritätencabinet" sein eigen, das seinesgleichen nicht in der Welt hat. Er selbst hat gesagt, daß er 30 000 Menschen kennen gelernt habe. Päpste, Kaiser, Czaren, Könige, Sultane und Präsidenten, Staatsmänner wie Roon, Manteuffel, Falk, Antonelli, Beust, Hall, Monrad, Thiers, Gambetta, Favre, Grevy, Ferry, Crispi, Beaconsfield, Gladstone, Salisbury, Churchill, Skobeleff, Gortschakoff, Ignatiew, Schuwaloff, Haymerle, Andrassy, Don Carlos, Boulanger, Midhat Pascha, Parlamentarier wie Waldeck, Twesten, von Vincke, Hoverbeck, von Sybel, Lasker, Mosle, Löwe, Völk, Mallinckrodt, Braun-Wiesbaden, Simson, von Franken-

stein, zwei Dutzend Ministercollegen, persönliche und theoretische Antipoden wie Arnim und Lassalle, anti- und sympathische Gestalten, wie Sonnemann, Eugen Richter, Geffken und die — Pauline Lucca bevölkern seine Erinnerungen, wie „sprechende Wachsfiguren". Ja selbst die Schreckenskammer steht in diesem Riesenpanoptikum nicht leer; zwei düstere Gestalten, die Attentäter Max Cohen und Fritz Kullmann sind in ihr aufgestellt. Neuerdings ist auch gegen ein Extraentrée zur Unterhaltung und Belehrung des Publikums Edisons verbesserter Phonograph angeschafft worden, aus dem man abwechselnd in naturgetreuer Stimmenwiedergabe die Worte „Pfui" und „Unverschämt" hört.

Wie tief hat Bismarck im deutschen Leben Wurzel gefaßt: als gläubiger Protestant, als Familienoberhaupt, als Gutsherr und Fabrikbesitzer, als Diplomat und Soldat! Fürwahr, es klingt wie eine lustige Ironie, daß sein „fürchterlichster" Gegner ein verdrießlicher Junggeselle ist, der ohne die kräftigende Disciplin der Ehe und des Amtes, losgelöst aus dem Zusammenhang mit den natürlichen Bedürfnissen des großen Wirthschafts- und des kleinen Familienlebens, Jahr ein Jahr aus „zwischen Häusern und Zeitungen" hockt.

Der literarische Liberalismus hat Bismarck stets den Vorwurf gemacht, daß er im Gegensatz zu Goethe kein — Culturmensch, sondern nur eine geistig freudlose, militärisch-politische Natur sei. Man bedenke, daß ein plumper Soldat den Archimedes bei hellem Tage wie einen Hund todtschlagen konnte; Bismarck hat jeden deutschen Archimedes und damit die ganze deutsche Cultur vor einem gleichen Schicksal für alle Zeiten bewahrt.

Wir leben nicht mehr in der Zeit der Individuen, wir leben in der Zeit der Völker. Durch den Schrankenbruch der großen Revolution, den Erlaß der Verfassungen, den täglichen Austausch der politischen Ideen im Parlament und in der Presse ist der Einzelwille der Herrscher befruchtet worden von dem Willen der Völker. Kaiser und Könige verlieren ihren Familienzug und gewinnen dafür einen geistig-nationalen Typus. Die Staatsmänner, Fürst Bismarck vor Allem, haben den altgewohnten diplomatischen Bühnenanzug, die Allongeperrücke und die Schnallenschuhe der Beust und Talleyrand ausziehen müssen und nehmen dafür mehr oder weniger, wie Crispi und Gambetta, die nationale Kleidung ihres Volkes an; an Stelle des fintenschlagenden Wortspiels wirkt in ihnen nur noch die wuchtig durchgreifende Kraft der allgemeinen Popularität. Was Scharnhorst, was Gneisenau, Clausewitz und Roon an exclusiv militairischen Formen geschaffen haben — es bedeutet nur wenig gegen den großen nationalen Kraftmotor, den die volksmännische Staatskunst des Fürsten

Bismarck in jenem furor teutonicus geschaffen hat, der seit den Römerzeiten in seinen Rippen gebrochen war, und der nun von Neuem in seiner Urkraft aufgerichtet, Deutschland nichts in der Welt fürchten läßt, als Gott allein! —

Die Völker dafür haben sich durch die allgemeine Wehrpflicht und das Gefühl der Mitverantwortlichkeit, das in ihnen durch die Parlamentsarbeit geweckt worden ist, immer inniger an ihre Herrscher angeschlossen in dem lebhaften Bewußtsein gemeinsamer nationaler Pflichten, Aufgaben und Rechte. Die nach Goethe, Rousseau und die große Revolution wundersam erscheinende Stärkung der Monarchien und der Nationalgefühle, und damit auch der brennende „Kampf der nationalen Gegensätze", der alle Länder und alle Gemüther so tief bewegt, ist in seiner psychologischen Entstehung und Entwicklung nicht anders von seiner Wurzel aus zu erfassen und zu begreifen, als durch diese Wechselwirkung zwischen den Herrschern und ihren Völkern. — Die militairische Sturmzeit, in welche wir durch diesen historischen Kampf der Nationen geworfen sind, die so vielen erlesenen Geistern schmerzlich unverständlich und im Hinblick auf das edle Menschheitsthum Goethe's und Rousseau's rückschrittlich erscheint, ist in dieser Auffassung dem großen Ziele des friedlichen Weltbürgerthums im Gegentheil weit angenähert. Wir sind vielleicht von dem definitiven europäischen Weltfrieden augenblicklich nicht weiter entfernt, als Preußen in den Conflictsjahren

1862/63 von der Einigung Deutschlands entfernt war; denn das was vor 100 Jahren Goethe, Kant, Rousseau vorausgeahnt, das wird ebenso wie die vor 50 Jahren von den Dichtern vorausgesungene Einheit Deutschlands nicht anders verwirklicht und geschaffen werden können, als durch Blut und Eisen.

Die lebendige oder doch wenigstens instinctiv wirkende Vorempfindung dieser schweren Zukunft, wo vielleicht, nicht bloß Nationen gegen Nationen, sondern Rassen gegen Rassen kämpfen werden, hat, wie gesagt, die Haus-Physiognomie der Herrscher überstempelt mit den Frakturzügen ihrer Völker.

Klar und deutlich ist der militairische Wille des deutschen Volkes in Wilhelm II. ausgeprägt, unklar, in schweren Linien ausdruckslos verwischt, verzagend und massig zugleich ist in dem Gemüthsmenschen Alexander III. die schwerfällig sich reckende Kraft des Panslavismus und die halbschläfrige Willenlosigkeit des modernen Rußland niedergelegt.

Bismarck, den man so oft für die militairisch-gespannte Nationalitätsfrage verantwortlich gemacht hat, ist in dieser Hinsicht nur ein — Werkzeug seiner Zeit, die sich folgerichtig und psychologisch auf diesen „Kampf der Nationen" hin entwickelt hat.

Bei den letzten Wahlen wurden etwa 1 300 000 social-demokratische Stimmen abgegeben. In Deutschland werden alljährlich ungefähr ebensoviele Flaschen — Zeltinger getrunken, obschon statistisch nachgewiesen ist, daß in dem kleinen Weinörtchen höchstens 80—100 000 Flaschen echten Weines bereitet werden. Sehr viel mehr auf das socialistische Ur-Programm eingeschworene Demokraten wird es wohl in Deutschland auch nicht geben. Es stimmt eben jeder halbgebildete Mensch social-demokratisch, der nur ein bischen mit seiner Situation und den Dingen dieser Welt unzufrieden ist. Eigentlich hat jeder Mensch volle Ursache unzufrieden darüber zu sein, daß er auf diesem unzulänglichen Erd-Planeten zur Welt gekommen ist, wo dem Menschen jeden Augenblick nicht nur ein Bein, das Genick, sondern auch das Herz und seine Ehre gebrochen werden können. Unzufrieden sind wir Alle, der mächtigste Kaiser sowohl als der weiseste Philosoph, denn Jedem von uns bleiben gerade die schönsten und höchsten Wünsche für immer unerfüllt. Es kommt nur darauf an, daß man auf dieser unendlichen Strecke des irdischen Mißvergnügens durch Bildung, Selbstzucht oder

weltkluge Resignation eine retardatio finde, die uns schließlich selbst nur an Sonne, Wald und See ein glückliches Genügen finden läßt. Die Unzufriedenheit, die sich in der Socialdemokratie äußert, ist die niedrigste und gemeinste, die überhaupt des Menschen Brust bewegen kann. Es giebt wahrlich schmerzlichere Fragen, als die Frage, auf welche Weise wir so gefüttert werden können, daß keiner einen Löffel mehr bekommt, als der Andere. Schließlich ist es ja immer noch besser, wenn Einer allein ein halbes Dutzend Austern schlürft und elf Andere ein tüchtiges Stück Rindfleisch essen, als wenn Jeder eine halbe Auster und einen kleinen Happen Fleisch zugetheilt erhielte. Dann hätte eigentlich keiner etwas vom Leben. Aber das beweist gerade die geistige Rohheit der Socialdemokratie, daß sie lediglich mit einer gemeinen Futterfrage so viel Geschrei in der Welt macht. Es giebt 100 000 gebildete Leute in Deutschland, Aerzte, Schriftsteller, Künstler, verabschiedete Offiziere, Studenten, die weit mehr geistige und materielle Ansprüche an's Leben und den Staat stellen dürften, als die socialdemokratischen Flegel. Aber sie besitzen eben jene „retardatio", von der ich sprach und sind, obschon sie — wie ich selbst*) — vielleicht nichts weiter „vom Staat" kennen und schätzen gelernt haben, als die beiden wilden Männer im preußischen Wappen: den Gerichtsvollzieher und den Steuerexecutor, vielleicht als Dritten

*) Dabei schimpfte mich die freisinnige Presse ein — — Reptil!

im Bunde noch einen schimpfenden Unteroffizier, dennoch voll Freude am Leben und am Vaterlande erfüllt.

Bismarck hat dasselbe Gefühl der geistigen Verachtung für die materielle Rohheit der Socialdemokratie. Er hat nicht ohne Absicht zu dem russischen Journalisten Low gesagt, er achte den russischen Volkscharacter, denn der Russe sei trotz des Wenigen was er besitze, meistens zufrieden. Es liegt eben im russischen Volksthum eine gewisse poetische Resignation, die an die fatalistisch ergebene Lebensführung des Orients erinnert, die aber an sehnigem Selbstgefühl, an seelischer Kraft und an guten moralischen Anlagen die plumpe Ideologie der deutschen Socialdemokratie bei weitem übertrifft.

Schließlich wird der Socialismus — wenigstens in Deutschland — obschon kein deutscher Privatdocent in's Bett kriechen kann, ohne erst einen Artikel über „die sociale Frage" niedergeschrieben zu haben, nicht einmal Sache des Staatsmannes, sondern des — Gensdarms und des Amtsrichters sein. Der Staatsmann kann nur prophylaktische Mittel anwenden, nützen sie, so ist es gut, nützen sie nicht, so muß eben über kurz oder lang operirt werden. Eins aber ist sicher, daß dem deutschen, militärisch-geaichten Staatsmagen selbst ein Dutzend Hektoliter gefälschten — Zeltingers immer noch recht gut bekommen werden.

Bismarck hat vor der Socialdemokratie niemals Angst gehabt, sondern nur dieselbe Trauer und Besorgniß empfunden, die ein Arzt vorausfühlt, wenn er weiß, daß er mit kalten

Umschlägen doch wohl nicht an's Ziel kommt und das Messer bereit legt. Reden wir weiter im Bilde. Der deutsche Industriegaul hat auf der neuen Reichsbrücke einen großen Apfelkuchen fallen lassen. Er riecht ganz mörderlich. Die freisinnigen Manchesterleute, Max Hirsch an der Spitze, sagen: „Hier hilft nur Selbsthülfe, der Haufen muß sich selber wegduften." Stöcker bückt sich und will den riesigen Haufen in seinem Berliner Antisemitenblättchen forttragen, aber er fällt ihm immer wieder in den frommen Kaftan zurück; Hintzpeter nähert sich ihm mit den feingespitzten Fingern der Humanität und will ihn schließlich mit einem silbernen Theelöffel — der internationalen Arbeiterconferenz — wegschöpfen; da endlich kommt Bismarck, der alte deutsche Reichschausseewärter, mit Schaufel und Chlorkalk; aber da fallen ihm die Parteien in den Schüppenstiel: „Um Gotteswillen, Sie wollen doch den schönen goldenen Haufen nicht mit der eisernen Schaufel über das Brückengeländer in's Wasser werfen?!" ruft man ihm zu — „Na, denn nicht", sagt Bismarck, „denn laßt ihn man liegen, mit Glacéhandschuhen faß' ich das Ding nicht an!" — Und soll nun wirklich der große deutsche Mann, der ein Kaiserreich zerschmettert und ein neues geschaffen, der Tag und Nacht in Sturm und Wetter die deutsche Landstraße von Räubern und Strolchen gesäubert hat, nur dieses einen — Apfeltörtchens willen, auf Gnadenbrod gesetzt worden sein? Wer's glauben kann, mag es glauben. Nur die wenigsten und nur die feinsten Seelen fühlen leise die wahre Tragik in Bismarcks

Rücktritt, die nicht etwa nur auf einem persönlichen oder politischen Conflikt, sondern auf dem habituellen Zustand dieses unzulänglichen Lebens beruht. Bismarck hätte nicht nur gegen die Socialdemokratie das Expatriirungsgesetz beantragt, sondern vielleicht auch eine Verschiebung der activen Wahlfähigkeitsgrenze von 25 auf 30 Jahre; das Reactionsgebrüll wäre natürlich entsetzlich gewesen; aber würde es nicht einen geistigen Fortschritt involviren, wenn unsere 397 Parlamentarier von 30 jährigen und älteren Männern gewählt würden, anstatt von jungen Leuten, denen der sittliche Ernst und die wahre Freude am Leben nur in seltenen Ausnahmefällen klar geworden sein können und denen — in tiefer Empörung sei es gesagt! — viel häufiger noch die Backen von den Ohrfeigen ihrer Unteroffiziere glühen? Jedenfalls muß etwas im Bismarck'schen Sinne geschehen, um die Wahltyrannei, wie sie jetzt von unreifen Kellnern, Hausknechten, Friseurgehülfen, Droschkenkutschern, Cigarrendrehern und Tischlergesellen en masse auf die gebildete Minderzahl ausgeübt wird, in ihrem Rückgrat zu brechen.

Bismarck's Staatskunst beruht nicht auf diplomatischen Schulkniffen, sondern auf einer eminenten Fähigkeit, psychologisch zu diagnosticiren. In ihm bestätigt sich von Neuem der Satz, daß das Genie nichts Anderes ist, als der Sinn für das Wesentliche. Dr. Chrysander, der berühmte Händelbiograph und seit zehn Jahren schon einer der geistvollsten Tischfreunde des Fürsten, erzählte einmal, daß bei der Tafel in Friedrichsruh das Gespräch von dem Bau der besten Rattenfallen auf den seelischen und technischen Proceß des Componirens übergesprungen sei. Obwohl Bismarck nichts weniger als musikalisch ist, löste er doch mit einem Griff das dunkle Compositions-Problem, indem er von der ersten musikalischen Inspiration bis zur Notenniederschrift eine ebenso sichere und plastische Vorstellung bewies, wie vom erfolgreichen Rattenfang. Dieser eminent entwickelte „Sinn für das Wesentliche" schließt gleichzeitig seine höchste politische Kraft in sich. Die classische Unbefangenheit, mit welcher er in Wien das Bündniß mit Oesterreich schloß, die Courage, mit welcher er in die freihändlerische Hungerära das millionenverheißende Tabaksmonopol auf die Tagesordnung setzte, die

zarte Finesse, mit welcher er den Papst zum Schiedsrichter im Carolinenstreit machte, die selbstbewußte Sicherheit, mit welcher er den hungrig und lärmvoll nach dem Reichsapfel schreienden Socialdemokraten aus Christenpflicht und Staatsklugheit in der Unfall- und Altersversicherung ein tüchtiges Butterbrod schmierte, das Alles verräth denselben psychologischen Handgriff. Es gibt Leute, die es niemals lernen, mit dem Zeigefinger der einen und einem Faustschlag der anderen Hand eine Nuß aufzuknacken, Bismarck hat den Kniff heraus, und wenn ihm einmal eine Nuß im politischen Leben widerstanden hat, so muß sie schon eine sehr unregelmäßig verkröpelte Parteinahht gehabt haben.

Er kennt eben als Mann des Waldes und des Ackers, des großen Lebens und der stillen Einsamkeit die Natur der Dinge und des Menschen. Und um umgekehrt Bismarck gründlich verstehen zu lernen, ist es das beste Mittel, gleichfalls psychologisch zu Werk zu gehen. Man erkennt aber die Eigenheiten eines Subjektes am sichersten, wenn man sein — Gegentheil studirt. Bismarck ist der Mann der höchsten Willenskraft, sein Gegentheil ist Hamlet, der Mann der tiefsten Willenslähmung.*)

*) Hier gibt sich Gelegenheit, auf die geistvollste Erklärung der Hamlet-Tragödie hinzuweisen, die jemals geschrieben worden ist. Ich habe schon 1888 in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse" auf einen ganz neuen Hamletforscher, noch ehe seine Ideen ganz gedruckt waren,

Man greife nun aus Bismarcks Leben irgend eine hervorspringende Thatsache heraus und stelle sie zur kritischen Gradmessung zwischen die beiden Pole des psychologischen Willens, als welche Hamlet und Bismarck gelten können, und man wird überraschende Resultate gewinnen.

Es sei hier der Versuch gemacht, das Wort des Fürsten: „Der Liberalismus wird mir immer widerwärtiger", auf diese psychologische Weise in seinen Grundursachen zu erklären. Als körperlichen Vertreter desjenigen Liberalismus, den Bismarck im verachtenden Blick hat, denke man sich, nachdem Lasker gestorben ist, Herrn Dr. Bamberger, der in seinen Broschüren und seinen Reden Laskers abstrakte, unproduktive und unplastische Denk- und Ausdruckweise geerbt hat.

Dieser liberale Geist in der Politik und in der Literatur ist, obschon er sich für den einzigen ausgiebt der sich in gerader Linie mit den Bestrebungen eines echten Menschen-

---

nachdrücklichst hingewiesen. Ihm ist es geglückt, was Goethe nicht gelingen wollte, nämlich: das Räthsel zu lösen, ohne daß, wie Goethe es empfand, ein dunkler Rest auf der Seele des Betrachtenden lasten bliebe. Allen, die sich mit psychologischen Studien, mit Shacespeare-Forschungen, mit der Schauspielkunst und der so entsetzlich im Argen liegenden Theaterkritik beschäftigen, kann „Das psychologische Problem in der Hamlettragödie" von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig approbierte Promotionsschrift des in Berlin lebenden Dr. Hermann Türck auf das Aufrichtigste und Dringendste empfohlen werden. Jede Seite der kleinen Schrift birgt lauteres Gold. (Leipzig 1890; eine zweite Auflage wird vorbereitet.)

thums deckt, nichts anders in der Geschichte der Kultur als eine sinnwidrige Stillosigkeit.*) Um ihn treffend mit einem stilistischen Ausdruck zu bezeichnen, kann man ihn proleptisch nennen, das heißt: er setzt aus dem Handgelenk einen bessern Zustand im Gegensatz zu allem Bestehenden und Wirkenden voraus; von diesem willkürlich vorausgesetzten oder proleptisch angenommenen Zustand überschüttet er alle sich arbeitsam fortentwickelnden Kräfte mit „kritischem" Hohn, oder er zieht sich in sentimentaler Theilnahmlosigkeit von allen schöpferischen und ihm in seiner geistigen Prolepsie doch nicht genügenden Werkstätten des Lebens zurück. Süffisante Naseweisheit und pessimistische Trägheit bilden die wahre Natur dieses schlappen Geistes, der auf allen wahren Fortschritt hemmend und auf die Lungen der Völker verschleimend wirkt. Um sein Wesen und seine Wirkungen durch ein schlagendes Beispiel zu kennzeichnen, seine laxe Theilnahmlosigkeit und die Sterilität seiner ganzen Struktur in eine grelle Beleuchtung zu rücken, sei daran erinnert, wie sich jener Liberalismus

---

*) Ich citire hier aus meiner Broschüre „Bismarck, Moltke und Goethe, eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes" (Felix Bagel, Düsseldorf, 1890 Preis 1 Mark) deßhalb so ausführlich, weil es mir als einem in Kopenhagen lebenden Deutschen doppelt am Herzen liegt, den niedrigen auf Bismarck und Moltke gerichteten Angriffen des Dr. Brandes, die natürlich von der deutschfreisinnigen Presse unterstützt wurden, bei jeder Gelegenheit möglichst nachdrücklich zu begegnen.

der machtvollen, so wunderbar sich durch unsägliche Mühen hindurcharbeitenden Natur des Fürsten Bismarck gegenüber verhalten hat. Tausende und aber Tausende haben nur darum von Bismarck nicht die volle lebendige Einwirkung empfangen, weil ihnen Tag für Tag aus der geistig entnervten Presse des Liberalismus das Wort entgegenscholl: „Gott, was ist denn so Großes an ihm zu bewundern, er thut ja doch nur, was wir in den vierziger Jahren längst vor ihm — geträumt haben!" Im Geiste dieses proleptisch gedachten Satzes hat man es glücklich fertig gebracht, selbst eine so gewaltige und so genußvolle Persönlichkeit wie die des deutschen Kanzlers in den theoretisch zubereiteten Säuren des allzeit „kritischen" Liberalismus" für jede „feingeistige" Natur ungenießbar zu machen. All sein Mühen und Streben, sein Schaffen bei Tag und Nacht, sein sehnsüchtiges Sinnen und seine bezwingende Sprache, der eiserne Griff seines Willens, das sprühende Feuer seines Temperaments, kurz, Alles was so lebensvoll in ihm wirkt und arbeitet, es ist Nichts, es ist todt in dem einen Gedanken: „Er hat ja doch nur auf rohe Weise vollbracht, was wir viel reiner und geistiger zu vollbringen — — dachten!

Hier gelangt man an diejenige Stelle, wo eine Kritik des „liberalen" Geistes am tiefsten und heilsamsten einsetzen kann. Denn die meisten Anhänger, welche der internationale, „menschenfreundliche" Liberalismus gewinnt, laufen ihm in

dem Gedanken zu, daß sie in ihm eine geläuterte Höhe und ein geistiges Klima erreichen, in welchem die Körperlichkeit des Lebens nicht mehr so drückend empfunden wird, wie in der rauhen Luft der Wirklichkeit, in welcher das Zufallspiel der Dinge grelle und schmerzliche Eindrücke hinterläßt und nur die rohe Kraft zu einer obsiegenden Geltung gelangen zu können scheint. Denn in jedem besseren Menschen liegt eine tiefe Sehnsucht, die aus der Realität der Dinge hinausstrebt und nach einer Vergeistigung der Wirklichkeit, nach einer Festlegung aller Unruhe in einem höheren Prinzip auf das Innigste trachtet. Fast jeder Mensch sucht auf diese Weise seine eigene Persönlichkeit und die Körperlichkeit des ganzen Daseins in einer geistigen Formel gleichsam zu objektivieren, um sich aller subjektiven Unruhe zu begeben. Den edelsten Typus für dies geistige Bedürfniß, aus dem bedrückenden Wechsel der Erscheinungen, aus dem folternden Zweifel, was Pflicht und was Unrecht sei, aus der bangen Qual des Sein oder des Nichtsein, kurz aus der rohen Zusammenhanglosigkeit der Dinge auf eine geistige Ruhestatt zu gelangen, hat Shakespeare im Hamlet geschaffen. Aber auch so verschiedene Charaktere wie Bismarck und Lassalle haben unter demselben Bedürfniß der Vergeistigung gestanden. Lassalle befriedigte es in seiner maßlosen Eitelkeit, indem er kraft einer wahrhaft majestätischen Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner socialen Ideen seine Person in einem fatal-

istischen Sinne fundamentirte; sein Gott war so lange „sein eigner Stern“, bis er in dieser eitlen Selbstgefälligkeit ein tragikomisches Ende fand, wie es nur vier geschichtlich aufgeblähte Persönlichkeiten bisher mit ihm getheilt haben: Pyrrhus, Fiesko, Gambetta und Skobeleff. Bismarck, der vor der Körperlichkeit des Lebens einen Ekel empfand, wie ihn die Natur des Liberalismus in ihrer Saft- und Kraftlosigkeit kaum jemals in ähnlicher Stärke trotz all ihrer „feingeistigen“ Geziertheit empfunden hat, suchte seine Person und sein weltbewegendes Wirken in ein gesichertes Verhältniß zu einem göttlichen Wesen zu bringen.

Ohne Gott ist Bismarck die Realität des Lebens nur „ein schmutziges Hemd“. Ich will die Stelle an welcher Bismarck sich in dieser drastischen Weise äußert, wörtlich hierher setzen, weil sie sowohl durch die Rembrandt'sche Schönheit des Stils, als auch durch die tiefe Poesie der Empfindung, wie endlich durch ihre — man möchte sagen — sittliche Genialität auf Jedermann eine fascinirende Wirkung ausüben muß.

Bismarck schreibt am 3. Juli 1851, an seine Gemahlin wie folgt: „Vorgestern war ich in Wiesbaden und habe mir mit einem Gemisch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21-jähriger Jugend

nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben... Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegentheil: es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt."

Es ist in diesen Zeilen klar niedergelegt, daß der „realistische" Bismarck sich noch kraftvoller aus der schmutzigen Körperlichkeit des Lebens nach einem geistigen Prinzip hinaussehnt, als irgend einer jener liberalen Köpfe, welche die Vergeistigung des Weltalls und der Menschheit für sich gepachtet zu haben glauben und die über das naive und doch so ernste Christenthum Bismarcks in ihrem Aufklärichtthum die Achseln zu zucken pflegen.

Aber bei der geistig-sehnsüchtigen Loslösung aus der Realität kommt es am wenigsten darauf an, auf welchem religiösen oder philosophischen Wege man sein geistiges Ziel

zu erreichen sucht, am meisten aber darauf, daß man so schnell als möglich den Rückweg in die unmittelbarste Wirklichkeit wiederfinde und im realen Kampf des Lebens als ein sittlich accentuirter Faktor wirksam werde. In diesem edlen Prozeß ging Hamlet tragisch unter, denn ehe er zur Erkenntniß hinaufgelangte, begann das tödtliche Spiel seiner Feinde. Aber nicht einen Augenblick lang hat er verabsäumt, sein hohes Ziel zu erreichen, um dann sofort handelnd in's Leben wieder einzugreifen. Denn in ihm war sowohl die Sehnsucht nach einem geistigen Prinzip absolut, als auch der Wille es handelnd zu bethätigen. So lange er das Prinzip nicht gefunden, liegt die Welt mit der reizenden Ophelia in Nacht vor ihm versunken, aber sobald er sich geistig zurechtgefunden, wird er „sich höchst königlich bewähren".

Gewiß, auch der schlaffe Liberalismus tritt aus der Dürftigkeit des wirklichen Daseins in geistigem Verlangen heraus, aber er bleibt schwach und träge schon bei der allerersten Station stehen. Ich will das an einem konkreten und sehr trivialen Beispiel zu beweisen suchen. Der „internationalliberale" Kopf sagt sich: „Der Krieg ist doch eigentlich eine Rohheit, wir sind alle in erster Linie Menschen und dann erst Deutsche, Franzosen oder Russen; was sollen wir uns also gegenseitig todtschießen? Ein vernünftiger und humaner Mensch betheiligt sich an dem ganzen Kriegsspektakel nicht, unser Ideal ist ein

friedliches Menschenthum." Mit diesem Gedanken glauben sie Alles gethan zu haben. Sie befinden sich nun auf der Höhe der „Kultur" und schauen lächelnd auf die rohe Wirklichkeit hernieder, wo man nichts Anderes kennt, als Kanonen und Soldaten. Sie kennen keinen größeren Spaß, als im „freisinnigen" Zeitungsgraben zu liegen und die jeden Morgen ausrückenden Kulturtruppen mit Lehm zu bewerfen. Denn fürwahr, die Millionen die in Europa die Waffen tragen, sind nichts anderes, als Arbeiter im Bergwerk des Friedens. Das erhabene Ziel eines „friedlichen Menschenthums", welches den Liberalen vom Schlage der Barth, Brömel und Bamberger wie ein schleimiger Traum vorschwebt, kann nicht anders erreicht werden, als durch die gewaltigsten Opfer an Geld und Blut, durch Rüstungen und Schlachten. Oder sollte gerade das Schönste, was wir erstreben, uns ganz umsonst in den Schoß fallen? Den Weltfrieden zu beschaffen, welchen der liberale Philister proleptisch in aller Behaglichkeit genießt, ist das sauerste und gewaltigste Stück Arbeit, welches der Menschheit in Auftrag gegeben werden kann. An seiner Fertigstellung arbeiten alle Staaten Europa's, Gold und Blut sind ihre Schweißtropfen; nur die Internationalliberalen aller Länder arbeiten nicht mit, sie flegeln sich wie geistige Pennbrüder im Gras der Kultur, das sie sich in ihren „ethischen" Gedanken haben wachsen lassen. Wie ungeheuer leicht und luftig war der Gedanke der deutschen

Einheit zu fassen!? Und doch ist, um diesen einfachen, natürlichen und nützlichen Gedanken zu verwirklichen, die deutsche und österreichische Erde von Langensalza bis Preßburg mit Blut getränkt worden. Ebenso einfach zu fassen, wie der deutsche Einheitsgedanke, und ebenso nützlich, natürgemäß und erwünscht ist die Verwirklichung des dauernden Weltfriedens. Aber der Gedanke ist noch keine That. Widerstand besteht nur in der Welt der Einbildung nicht.

Vielleicht wird der Gedanke des Weltfriedens, gerade wie der „Gedanke" der deutschen Einheit, erst die Bluttaufe empfangen müssen, um das wahre Leben zu gewinnen. Dann wird sich der Liberalismus von seinem Lotterbett erheben und wiederum das geistige Urheberrecht für sich in Anspruch nehmen, denn wie die deutsche Einheit, so hat er natürlich auch den Weltfrieden lange vorher — geträumt und geistig erstrebt. So befindet sich der Liberalismus niemals im Feuer der Wirklichkeit, er ist der wahre Schlachtenbummler der Kultur.

Tiefer läßt sich die geistige Bastardnatur des Liberalismus nicht begründen. Alles ist halb und nichts ist edel an ihm. Er steht genau in der Mitte zwischen dem reinen Geiste des hochdenkenden Hamlet, und dem treuen Eifer des arbeitsamen Kanzlers, zwischen Hamlet, der das schmutzige Hemd des Lebens ausgezogen, und Bismarck, der einen reinen Arbeitskittel angezogen hat. Der Liberalismus hin-

gegen hat auf sich allen Schmutz des Lebens sitzen lassen. In der Literatur wo er Anfangs nur frivol war, ist er unfläthig geworden, in der bildenden Kunst roh und formlos, in der Musik melodielos; die geistvolle Philosophie hat er mit der plumpesten Naturwissenschaft todtgeschlagen, und in zahllosen Gemüthern das Wort „Gott" mit schmutzigen Fingern ausgewischt. Das sind die Heldenthaten des Liberalismus, der von jeher im Gegensatz zu den „dummen Konservativen" der Schöpfer alles „geistigen Lebens" gewesen sein will und die höchsten „geistigen" Bedürfnisse geheuchelt hat. Als Hamlet in seiner geistigen Sehnsucht aus der Realität hinaus trat, da nahm er von Ophelia Abschied, die Augen wehmüthig mit der einen Hand beschattend, als wenn ein schöner Schein vor seinem Blick in Nichts zerflösse. Der Liberalismus aber bleibt trotz seiner „geistigen" Dranggeschäfte an jeder Straßenecke stehen, wo immer er eine Ophelia erblickt, denn sein stärkstes Lebensmotiv ist die Sucht, das Leben friedlich und behaglich, das heißt faul und sinnlich zu genießen. Sein Schlagwort ist: „Wir wollen nach dem Recht der Individualität leben" — aber dies Recht der Individualität ist im Grunde nur ein fortlaufendes Unrecht, welches das Individuum sich gegen die Gesammtheit erlaubt. Das Sichausleben in der Individualität bedeutet die Pulverisirung der Gesellschaft und der Kultur, die sich bilden, wie die Perlen in den Austerschaalen, gewissermaßen durch ein sittliches Se-

kret, an dem Jeder Einzelne in seinem Kreise mitzubereiten hat. Ein „individuelles" Leben führt nur das — Thier, das lediglich seinen liebenswürdigen Instinkten nachgeht und sein Leben restlos für sich selbst verbraucht, ohne kulturelle Ansätze zu hinterlassen. Der Hauptgrund für den langsamen Fortschritt der Menschheit ist gerade in dem hartleibigen Individualismus zu suchen, der uns als natürliche Erbsünde anhaftet, — und der im Grunde nichts Anderes ist, als Egoismus. Je mehr der Einzelne in sich selbst der Allgemeinheit hingiebt, desto höher steigt der Stand der Kultur; bisher hat sich nur Einer der Menschheit ganz dahingegeben und nie, so lange die Welt steht, ist eine größere und wunderbarere Kulturwirkung gesehen worden, als wie sie durch diese selbstlose Hingabe eines Einzigen im Christenthum sichtbar geworden ist.

Alle diese Gedanken sind nothwendig, um erstens dem Liberalismus zwischen den psychologischen Polen des Willens, als welche ich Bismarck und Hamlet aufstellte, die seiner geistigen Halbheit gebührende Stellung anzuweisen; zweitens, um zu begründen, daß es wirklich aus dem tiefsten Herzen des Liberalismus geschieht, wenn Bismarck so häufig als ein militärisch-realistischer und im Christenthum beschränkter Mann verschrieen wird. Das Herz des Liberalismus ist gerade jener individualistische Manchester-Egoismus, von dem ich zu sprechen genöthigt war und der das rührige, edle und selbstlose Herz Bismarcks mit so tiefem Widerwillen erfüllt hat. q. e. d.

In allen deutschen Städten wird dereinst Fürst Bismarck ein Denkmal besitzen. Die ästhetische Monotonie dieser Denkmäler wäre entsetzlich. Man sollte versuchen, ihnen in jeder Stadt einen naturalistischen Localton zu geben. Das frischt nicht nur das Auge des Reisenden auf, sondern es ergiebt auch anreizende künstlerische Aufgaben. In Berlin muß der Kanzler in der Monumentalgröße seiner eisernen Reichsnatur wiedererstehen, in Halberstadt könnte er im Interimsrock seines Regiments erscheinen, in Hamburg mag er im Südwester als Reichslootse am Steuer stehen, in Magdeburg in der malerischen Tracht eines niedersächsischen Bauern als der Sämann des Reiches und der Schützer der Landwirthschaft abgebildet werden, in Göttingen kann er recht gut als Dr. theologiae, Dr. philosophiae und Dr. juris im Faltenwurf der Staatsgelehrsamkeit sitzen, in Frankfurt am Main mag er die Feder des Friedens in der Hand halten; in Hagen, dem Wahlsitz Eugen Richters, mag er nackten Leibes im Stil des heiligen Sebastian mit den Pfeilen Höburs im Körper verewigt werden.

Ich schließe nunmehr dies kleine Buch mit einem Citat aus den Werken des berühmten Historikers Pertz, das keiner weiteren Erklärung bedarf. Er sagt über die Entlassung des Freiherrn von Stein:

„Die nächsten Tage, welche der Entfernung eines großen Ministers aus seinem Wirkungskreise folgen, sind für ihn und seine bisherigen Untergebenen und amtlichen Freunde eine Zeit der Prüfung. Der Geist, welcher bisher Alles bewegte, dessen Rath und Entscheidung Jeder zu suchen beflissen war, findet sich in einen Zustand ungewohnter Unthätigkeit und Vereinsamung versetzt, dessen Druck nur durch das Greifen zu einer anderen würdigen Thätigkeit gehoben werden kann. Er sieht sich von den meisten seiner täglichen Genossen verlassen, die ihre amtliche Thätigkeit und Aufmerksamkeit seinem Nachfolger, wer er auch sei, zuwenden; es ist ungewöhnlich, wenn von dem eisernen Inventar der Gewalt sich Viele durch ihre eigene Gesinnung frei genug über die Rücksicht auf Vortheil und Gunst erhalten, nur des alten Führers Werth vor seinem Nachfolger

nicht zu verleugnen; und die schlechtesten unter denen, welche der Macht am nächsten stehen, suchen sich dieser durch absichtliche Kälte gegen Alles und Jeden, der der niedergehenden Sonne angehört, zu empfehlen und sich damit für frühere Hingebung und Rücksicht, welche ihnen jetzt als ebensoviel verlorene Mühe erscheint, zu entschädigen. Ja, das Geschmeiß befällt den todtgeglaubten Löwen. Aber in solchen Augenblicken springt auch die Hülfe von den Herzen besserer Männer, welche durch den Abstand ihrer Stellung bisher keine Gelegenheit sich auszusprechen, oder die sich in würdiger Selbstständigkeit von dem Mittelpunkte des Einflusses und des Genusses fern gehalten hatten: sie treten ungerufen hervor, und ihr Händedruck, die Thräne in ihrem Auge oder der ungestüme Strom ihres Gefühls sagen dem edlen Manne, daß er verstanden ist, daß Herzen für ihn schlagen, wo er es nie geahnt. Auch Stein waren Auftritte dieser Art vorbehalten, sein Abgang schied die Gemüther noch schärfer als bisher; mehr als Einer von denen, welche sich bisher seine Anhänger genannt, kehrten jetzt ihre wahre Natur hervor, man war um die Wette bemüht, wer zuerst von seinem Falle Nutzen ziehen könne. Aber Stein war auch die reinste Belohnung beschieden, die allgemeine Trauer des Landes um ihn und die Liebe der Besten." —

Fürwahr, es will sich die Wange röthen, wenn man liest und hört, mit welchem Hohn, mit welcher Rohheit der Gesinnung ein großer Theil der deutschen Presse über den „todten Löwen" herfällt.

Aber das Herzblut des deutschen Volkes wird durch diese schmutzigen Zeitungsfinger hindurchsickern und Zeugniß ablegen für den heiligen Ernst seiner schmerzlichen Gefühle um den vereinsamten Helden. Auch die, welche jetzt noch spötteln, werden dereinst beschämt in sich gehen. Erschreckend werden sie gewahr werden, daß selbst noch im Tode den Großen und Guten eine furchtbare Macht innewohnt. Als der blutige Hagen an Siegfrieds Leiche trat, brach die tückische Wunde auf und das trotzige Mörderherz erzitterte. Sollte nicht dereinst wenn Deutschland um seinen greisen Siegfried trauern wird, ganz leise ein ähnliches Gefühl allen denen ans Herz greifen, die ihn mit rohgeschnittenen Waffen und einem indianerhaften Todesgeheul erbarmungslos bis zur letzten Stunde verfolgten?

Als im Jahre 1888 auf der ganzen deutschblödsinnigen Parteilinie die Rufe erschollen: „Bismarck wird alt!" „Es gelingt ihm nichts mehr!" „Dem greisen Löwen fallen die Zähne aus!" „Zurücktreten, Platz machen, für Nachfolger sorgen!" da schloß ich in Zorn und Wuth über diese Baumfrevler, die sonst Freihändler sind, aber eine lebendige Menschenkraft mit Parlamentsfäusten ersticken und nicht „frei" und naturgemäß sich ausleben lassen wollen, eine polemische Broschüre mit den mahnenden Worten: „Den jungen Siegfried hat uns ein Hagen erschlagen, laßt uns dafür den alten, der uns durch Sieg zum Frieden brachte, schützend und schirmend umstehen,

wie es der deutschen Treue geziemt. Herzerhebend hat er einst in gedrückter Zeit durch sein Heldenwort vom furor teutonicus den deutschen Muth entfacht, laßt uns ihn dafür auf den starken Armen der fides teutonica bis weit über die Schwelle des alternden Jahrhunderts tragen!“

Jetzt aber sei allen Deutschen, an welche die geistige oder materielle Versuchung tritt, das politische Andenken und die persönlichen Absichten des einsamen Mannes zu verdächtigen, zugerufen: „Antwortet einzig und allein auf alle diese Versuchungen mit dem seelenschönsten und herrschgewaltigsten Wort, welches je ein edler und großer Kaiser gesprochen hat: „Niemals! Niemals! Niemals!“

**Aus dem Geheimen Cabinet Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha erhielt der Verfasser folgendes Schreiben:**

Coburg, 18. Juli 1890.

Hochgeehrter Herr!

Seine Hoheit der Herzog hat Ihre Schrift „Bismarck, Moltke und Goethe“ mit wahrer Theilnahme gelesen und Sich der darin bekundeten ebenso warm wie gesund empfindenden vaterländischen Gesinnung aufrichtig gefreut. Im Höchsten Auftrage beehre ich mich, Ihnen für die freundliche Uebersendung den verbindlichen Dank Seiner Hoheit auszusprechen.

In vorzüglicher Hochachtung

(gezeichnet) **Dr. Tempeltey.**

---

**Generalfeldmarschall Graf von Moltke**

sandte dem Verfasser von Berlin nach Kopenhagen gleichfalls einige Dankzeilen für Uebersendung der Broschüre.

---

Ueber diese ungemein scharf und lebhaft geschriebene Streitschrift sagt die Presse:

Der **preußische Staats- und Reichsanzeiger** stellt in Frage, ob der dänische Literarhistoriker Dr. Georg Brandes überhaupt einer so ausführlichen Antwort werth gewesen sei; „was der Verfasser über das Verhältniß Bismarcks und Moltkes zu Goethe zu sagen weiß, ist ganz vortrefflich und verdient in weiten Kreisen gelesen zu werden.

Die **„Grenzboten"** schreiben:

„Der dänische Literarhistoriker Georg Brandes hat voriges Jahr ein Schriftchen herausgegeben, worin er sich erfrecht, von Bismarck zu behaupten, daß er nicht auf der Höhe der deutschen Kultur stehe, unserm Moltke den „Stempel des freien Mannes" abzusprechen und das jetzige Deutschland geistig verroht zu schimpfen, weil es keinen Goethe aufzuweisen hat. Leider fand sich ein Mann, der das Machwerk ins Deutsche übersetzte und ein anderer, der diese Uebersetzung verlegte. Dem unseren Lesern wohlbekannten Verfasser der Broschüre „Bismarck wird alt" hat der patriotische Zorn über diesen Unfug die Feder in die Hand gedrückt und er züchtigt den frechen Patron nach Gebühr; auch mit den literarischen Ansprüchen des eitlen Dänen geht er unbarmherzig ins Gericht. Die Schrift ist von Anfang bis zu Ende lebhaft und packend geschrieben; aus seiner zornigen Begeisterung sprudelt der Verfasser eine Menge schöner Gedanken und witziger Einfälle hervor."

Im **„Dresdner Anzeiger"** heißt es:

„Wir haben selten ein Buch mit größerem Genuß gelesen, wie die soeben erschienene Broschüre „Bismarck, Moltke und Goethe". In Wahrung berechtigter idealer Interessen" äußerst lebhaft vorgetragen, bringt sie bis auf den Kern der ganzen Frage, wer größer sei „Bismarck oder Goethe?" Klar und keine weitere Deutung zulassend beweist Bewer das Kosmische in der preußischen Politik und kennzeichnet in der Parallelle „Deutsches Gemüth und deutscher Wille; Faust und Sedan" die wahre Einheit des deutschen Geistes. Geradezu monumental ist die Gegenüberstellung von Bismarck und Goethe, die durchaus keinen Zwiespalt des deutschen Geistes darstellen, wie der dänische Essayist Brandes seinen Lesern beweisen will. Wer sich ein richtiges Bild von den Zielen Preußens in seiner weltgeschichtlichen Mission machen, die wahre Größe unseres ersten Reichskanzlers erfassen, die Tiefen seines Geistes- und Gemüthslebens ganz

und voll ergründen will; wer in Moltke nicht nur den größten Strategen aller Zeiten erblicken, sondern auch das Eigenartige seines Wesens als den Ausfluß des höchsten sittlichen Willens, des Pflichtbewußtseins kennen lernen will, der lese dieses Buch, von dem wir wünschen, daß es in die Hände eines jeden Deutschen gelangt."

In der **„Kölnischen Zeitung"** schreibt Freih. Karl v. Perfall:

„Bei Felix Bagel in Düsseldorf ist eine sehr beachtenswerthe kleine Schrift „Bismarck, Moltke und Goethe" von Max Bewer erschienen. Der in Kopenhagen lebende Verfasser, dessen namenlos erschienene Flugschrift „Bismarck wird alt" große Beachtung gefunden hat, will in dieser neuesten Schrift eine „Abrechnung mit Georg Brandes" vollziehen. Der dänische Schriftsteller Georg Brandes, der insbesondere von einem Theile der Berliner Presse in überschwenglichster Weise als eine große moderne Kultur-Erscheinung aufgebauscht wurde, hat, auf einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin gestützt, sich mehrfach zu Urtheilen über das moderne Deutschland veranlaßt gefühlt, in welchen Deutschland als ein von der früheren hohen Culturstufe immer mehr herabsinkendes Militär- und Bureaukratenreich dargestellt wurde. Bewer beschränkt sich aber in seinem Schriftchen nicht auf die schneidige Polemik gegen Georg Brandes, sondern legt bei dieser Gelegenheit zugleich mit dankenswerthem Nachdruck den Finger auf eine große Blöße unseres deutschen Geisteslebens hin. Er geißelt mit berechtigter Schärfe den Unfug einer gewissen literarischen Kannegießerei, die ohne tieferes geschichtliches und etnographisches Studium, nicht selten sogar ohne ordentliche philosophische Durchbildung, aus rein literarischen Gesichtspunkten in die Politik und in das moderne öffentliche Leben mit einem gedankenblassen, schönrednerischen Allerweltsliberalismus hineinpfuscht. Diese kosmopolitisch-internationalen Allerweltsweisen unterscheiden sich nicht zu ihrem Vortheile von den französischen, englischen, italienischen Schriftstellern, die es selbstverständlich finden, daß der Schriftsteller vor allem auf der nationalen Grundlage und auf dem Boden der heimischen bürgerlichen Gesellschaft stehe. Es ist sehr nützlich, wenn Bewer diesen Uebelstand brandmarkt, der vor allem die Ursache ist, daß der deutsche Schriftsteller nicht so hoch, wie es sein sollte, im Ansehen der bürgerlichen Gesellschaft stehe. Bewers Schrift dient jedenfalls zur Unterscheidung des ehrlich fruchtbaren deutschen Schriftthums von manchen unliebsamen Erscheinungen, die sich in der Oeffentlichkeit breit machen."

Die **„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“** schreibt:

„Bewers Broschüre richtet sich gegen den Essay des bekannten dänischen Literarhistorikers: „Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Kritisch beleuchtet von Dr. Georg Brandes, deutsch von Emil Jonas", in welchem Moltke und Bismarck im Vergleich zu Goethe „unter das Niveau der Kultur" gestellt werden, wie denn auch Preußen und Deutschland jeder kulturtragende Beruf abgesprochen wird. Die Antwort auf diese Herausforderung weist den Angriff auf preußisch-deutsches Wesen mit überzeugender Wucht in die gebührenden Schranken."

Die **„Post“** sagt u. A.:

„Der Verfasser deckt mit großer aber sehr dankenswerther Rücksichtslosigkeit den Reklameapparat auf, der in gewissen deutschfreisinnigen Blättern Berlins für Herrn Brandes arbeitet, der sich in seiner eigenen Heimath nur noch mit Hilfe dieser Reklame zu halten scheint. Die Broschüre Bewer's ist auch reich an treffenden Bemerkungen, die nicht zu ihrem eigentlichen Thema gehören. So wird man dem völlig zustimmen können, was er über das Verhältniß des preußischen Staates zur Literatur, anknüpfend an einen Roman Spielhagens, sagt.

Im **„Hamburgischen Correspondenten“** schreibt Dr. Gustaf Bossart:

Unter dem Titel Bismarck, Moltke und Goethe, eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes, ist soeben eine Broschüre ausgegeben worden, aus der der „Hamb. Corr." schon vor Kurzem unter dem Titel „Bismarck und Goethe" einen längeren Auszug gebracht hat. Unsere Leser sind deshalb in der Lage, sich ein deutliches Bild von der scharfen Beleuchtung zu machen, in die der geistvolle Verfasser den Inhalt seiner etwa 60 Seiten umfassenden Schrift zu stellen weiß. Der von uns gegebene Auszug bezog sich allerdings nur auf den Mißverstand, den der dänische Literat Dr. Brandes in der Abmessung Bismarck's gegen Goethe bekundet hat, während Herr Max Bewer auch die kritische Beurtheilung, die Herr Brandes dem Generalfeldmarschall Grafen Moltke hat zu Theil werden lassen, mit schlagenden Worten in ihrer ganzen Armseligkeit kennzeichnet und mit gebührender Entrüstung zurückweist.

Bewer geißelt mit herber Satire die Anmaßung eines nur belletristisch gebildeten Ausländers, der es wagt, in suffisanter Manier über welthistorische Größen wie Bismarck und Moltke abzusprechen. Zugleich weist er inductiv nach, wie unvermögend überhaupt Herr Brandes seiner Herkunft

aus einem kleinen Lande und seiner ganzen an Heine und Börne geschulten vaterlandslosen Auffassung nach ist, mächtige staatlich wirkende Kräfte zu würdigen und zu begreifen.

Immerhin hätte es, glauben wir, einen besseren Eindruck gemacht, wenn Herr Bewer die von ihm mit großem Geschick behandelte weittragende Frage an sich selber in Angriff genommen und nur beiläufig auf Herrn Brandes und Consorten exemplificirt hätte. Daß er im Stande ist, eine derartige nach Form und Inhalt bedeutende Arbeit zu liefern, davon hat er wie schon früher, so auch in der vorliegenden Schrift, eine Probe abgelegt, die große Beachtung verdient und deren Lectüre wir unseren Lesern aus vollster Ueberzeugung empfehlen können.

Die **„Kreuzzeitung“** zollt der scharfen Polemik gegen den dänischen Literaten ihren vollen Beifall.

Die **„Straßburger Post“** schreibt:

Unter dem Titel „Bismarck, Moltke und Goethe, eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes“ ist aus der Feder von Max Bewer im Verlage von Felix Bagel in Düsseldorf eine Broschüre erschienen, deren Lectüre dem bekannten dänischen Literarhistoriker eine schwere Stunde bereiten wird. Denn der ebenso gescheite wie witzige Bewer hat ihn mit seiner Feder förmlich skalpirt, noch mehr, er hat ihn geschunden. Und der unparteiische Leser, der sonder Voreingenommenheit der Sache auf den Grund zu gehen sucht, muß ein „Bravo!“ zu diesem modernen Marsyas-stücklein rufen, das nicht Mitleid, sondern eher ein Gefühl der Befriedigung verdient. Wir haben den „Essay“ des Herrn Brandes, gegen welchen Max Bewer sich wendet, zwar nicht gelesen, aber wir müssen nach den Auszügen, die der deutsche Kritiker in seiner Gegenschrift aus den Darstellungen des dänischen Schriftstellers mittheilt, das Urtheil fällen, daß die Abwehr eine berechtigte ist. Er sagt u. A.: „Brandes selbst, der sehr viele Bücher geschrieben, hat niemals einen selbstständigen und selbstschöpferischen Gedanken producirt, der unser Gemüth erhoben oder unsere Ideen wahrhaft befruchtet hätte. Alles, was er geschrieben, ist secundär. Er hätte niemals ein Buch verfaßt, wenn nicht hunderttausend Bücher vor ihm erschienen wären, denn der „Erwecker des Nordens“, wie er sich gerne nennen hört, ist im Grunde eine leere und hilflose Natur, welche aus dem Fonds seiner eigenen Brust seinen skandinavischen Landsleuten nicht das leiseste „erweckende“ Wort zu sagen hat. Er besitzt ein geschicktes Aneignungstalent, das stets in der geistigen Garderobe anderer Leute spazieren geht, ganz abgesehen davon,

daß er ganze Seiten aus Börne ohne Gänsefüßchen zu citiren wagte. Er weiß immer wieder im Kleiderschrank der Weltliteratur etwas Passendes für sich zu finden. So präsentirt er sich im letzten Heft der „Deutschen Rundschau" in den grell carrirten Hosen des kürzlich irrsinnig gewordenen Nietzsche, mit welchem Brandes eine neue „geistige Bewegung" in Skandinavien hervorrufen wollte." Auch sonst enthält Bewer's Broschüre noch viel Lesenswerthes und Beherzigenswerthes; sie ist gedankenreich und überaus flott geschrieben.

Die **„Tägliche Rundschau"** sagt über die rücksichtslose Leidenschaft, mit welcher der Verfasser seinen dänischen Gegner angreift:

„Ganz nach Verdienst! Denn Dr. Brandes betreibt es seit Langem als seine Specialität, Alles, was dem deutschen Volke von heute verehrungswürdig erscheint, mit naseweiser Anmaßung zu zerpflücken. Das Merkwürdige ist, daß er trotz dieser seiner Thätigkeit in Dänemark für literarische Artikel dennoch in deutschen Blättern Unterkunft sucht und — findet. Ueber Moltke sagt er: „Ich sehe wohl, daß er nicht den Herrscherstempel besitzt, auch nicht den Stempel des freien Mannes; Wenige besitzen in Deutschland den letzteren. Sein Wesen ist Unterwerfung unter ein höheres Wesen und er paßt in die militärische Hierarchie hinein, er ist Beamter durch und durch." Demgegenüber wird es nicht uninteressant sein, zu hören, wie Bewer über Brandes urtheilt."

Die **„Stettiner Zeitung"** sagt:

Der Verfasser geißelt mit scharfer Feder die sogenannte deutsch-freisinnige, aber in Wahrheit allem deutschen Wesen widerstrebende Richtung, welche alles Fremde begeistert begrüßt und welche sich nicht scheut, die bedeutendsten Männer unseres Volkes mit Koth zu bewerfen, sofern dies dem Dünkel und der Eitelkeit der Führer ihrer Partei paßt. Er weist diese gemeine undeutsche Richtung an einem Beispiele nach, wo die deutsch-freisinnige Partei die Essays eines seichten Beobachters, des Dr. Brandes in Kopenhagen, trotz ihrer monströsen Albernheit den Deutschen anpreist. Wir können das Buch des Herrn Bewer warm empfehlen.

**Die deutschfreisinnige Presse, in welcher der „geistvolle Essay" des Herrn Dr. Brandes entsetzlich gelobhudelt wurde („Berliner Tageblatt"), hat Bewer's Entgegnung einfach todtgeschwiegen.**

Die **„Crefelder Zeitung"** schreibt: Mit einer herzerfrischenden Grobheit geht der Verfasser dieser Schrift nicht dem dänischen Literaten Brandes allein, sondern allen jenen Verkleinerern Bismarck's und

Moltke's zu Leibe, die sich „wie geistige Pennbrüder im Gras der Cultur flegeln", die keinen größeren Spaß kennen, „als im freisinnigen Zeitungsgraben zu liegen und die jeden Morgen ausrückenden Kulturtruppen mit Lehm zu bewerfen". Diese beiden Proben mögen genügen, um den Lapidarstil zu kennzeichnen, in dem die ganze fesselnde Schrift abgefaßt ist. Wie eine frische Brise sausen die Worte Bewers daher und jagen den „international-liberalen" Dunst auseinander, mit dem gewisse Geister voll „suffisanter Frechheit und pessimistischer Trägheit" den Glanz unserer großen Männer zu verdunkeln trachten. Da der Verfasser in der Lage ist, mit so schneidigen geistigen Waffen zu kämpfen, müssen wir uns nicht wenig wundern, daß er uns in der „Vorbemerkung" erzählt, er habe Herrn Brandes zum Zweikampf herausgefordert, dieser aber habe „im Gefühl seiner Unschuld" abgelehnt, und Bewer habe acht Tage wegen Herausforderung brummen müssen. Wir erwähnen dieser Einzelheit, weil sie dazu dient, die Vorstellung, die man aus der Schrift über den Verfasser gewinnt, zu ergänzen. Bewer gefällt sich in einer cavaliermäßigen Raschheit, einer junkerhaften Schneidigkeit des Urtheils und der Anschauungen. Er vergißt aber, daß Fürst Bismarck, dessen Heldengestalt er strahlend hervorhebt, gerade in der besten schöpferischsten Zeit seines Reichskanzleramtes mit Hilfe des Liberalismus regiert hat. Nach diesem Einwurf gegen die politischen Anschauungen des Verfassers wollen wir aber nicht säumen anzuerkennen, daß er die nationale und kulturelle Bedeutung Bismarck's wie Moltke's groß, geistreich und treffend auffaßt und dieselbe mit feuriger Beredsamkeit gegen Herrn Brandes vertheidigt, der sich nicht geschämt hatte, Bismarck und Moltke als unter dem deutschen Kulturniveau stehend zu erklären. Die Ausführungen Bewers, deren sorgfältiges Studium wir unseren Lesern warm empfehlen, gipfeln in dem Gedanken, daß Bismarck der Mann des Willens, Moltke der Mann der Pflicht, zwei mächtige, schöpferische Träger des deutschen Kulturlebens sind, daß sie eine nothwendige Ergänzung bilden zu dem in Goethe verkörperten tiefen deutschen Gemüth.

Von **demselben Autor** erschien im Verlage von Fr. W. Grunow in Leipzig (1889) „Bismarck wird alt!“ (Preis 1 Mk.)] eine politische Broschüre, von welcher die **„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“** mit Befriedigung constatirt, daß fast die gesammte deutsche Presse ihren Inhalt mit spaltenlangen Auszügen wiedergegeben habe. Die kleine Flugschrift bringt folgende Mittheilungen:

Eine Aeußerung des Fürsten Bismarck. — Fürst Bismarck und die 99 Tage. — Rührt Euch! — Stillgestanden! — Der Immediatbericht. — „Bismarck wird alt!“ — Des Kanzlers Todtenpanorama. — „Die Nachfolge Bismarck's.“ — Seine Söhne. — Die realistische und die liberale Weltanschauung. — Bismarck ein erratischer Block. — Elsaß, Polen und Nordschleswig. — Ein Finnländer. — Spielhagen und Ibsen. — Die Lokomotive und der Schutzzoll. — Der hysterische Dr. Bamberger. — Bismarck und der Blutzoll. — Preußen und Deutschland, Deutschland und die Welt. — Bismarck als Werkzeug des freiheitlichen Weltgeistes. — Sein Genie. — Bismarck an Motley. — Kuno Fischer und die „Entwickelung der Freiheit“, Bluntschli, Kant und Goethe. — Deutsches Weltbürgerthum. — Die Civilisten und die Regimentsmusik. — Die Fortschrittshelden in Hamburg. — Hänel auf dem Klimax des Pathos. — Rickert im Stadium der Pathologie. — Richter als politischer Junggeselle. — Bürger und Staatsmänner. — Der echte Musterfortschrittler. — Das wahre und das ewig lebendige System Bismarck. — Wann der Kanzler einmal sterben wird!

Der **„Hamburgische Correspondent“** nennt die Broschüre ungemein frisch und lebendig geschrieben. Ihr erstes Erscheinen in dem „Grenzboten“ (unter dem Titel „Der alte Bismarck“) habe allgemeines Aufsehen erregt.

Die **„Berliner Börsen-Zeitung“** widmet der kleinen „gedankenvollen und vorzüglich geschriebenen Broschüre“ einen besonderen Artikel.

In zahllosen deutschen Blättern, sowie auch in der dänischen, schwedischen und englischen Presse wurde die Broschüre in Leitartikeln anerkennend besprochen.

Von den freisinnigen Zeitungen nahm nur ein einziges Blatt das Wort, welches nach guter alter Väterweise verstohlen meinte, der Verfasser müsse wohl ein — Reptil sein.

Obschon die Broschüre nur als Sonderabdruck aus dem vielgelesenen „Grenzboten“ erschien, wurde sie doch in wenigen Wochen in Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Vögl

Bewer, Max,

Gedanken über Bismarck politische Aphorismen

Dresden 1890